



J. Henry Dunant (1828–1910)

Henry Dunant

Eine Erinnerung an Solferino

Herausgegeben vom
Schweizerischen Roten Kreuz

Ins Deutsche übertragen von Richard Tüngel
nach der Originalausgabe von 1862

6. Auflage 2016
© 1979 Schweizerisches Rotes Kreuz, Bern
Druck: Stämpfli AG, Bern
Printed in Switzerland

Inhalt

Vorwort von Prof. Dr. Hans Haug	7
Eine Erinnerung an Solferino	11
Genfer Konvention von 1864, die Linderung des Loses der im Felddienst verwundeten Militär- personen betreffend	161
Die Weltorganisation des Roten Kreuzes, von Hans Haug	171

VORWORT

Am 24. Juni 1859 sind eine österreichische und eine französisch-sardinische Armee bei Solferino zu einer Schlacht angetreten, die nur fünfzehn Stunden dauern sollte, der aber – zu einem großen Teil aus Mangel an vorbereiteter Sanitätshilfe – mehr als fünfzigtausend Menschen zum Opfer fielen. Der einunddreißig Jahre alte Genfer Bürger Henry Dunant war als gewöhnlicher Tourist Zeuge der Tragödie von Solferino. Tief ergriffen von den Szenen des Schreckens, von den Leiden und dem Sterben Tausender, leistete er, unterstützt von opferwilligen Frauen und Männern aus den lombardischen Dörfern, während Tagen und Nächten Hilfe. Für ihn gab es keinen Unterschied der Nationalität, und er selbst und seine Helfer waren von dem Gedanken beseelt: «Wir alle sind Brüder.»

Drei Jahre später erschien Dunants Schrift «Eine Erinnerung an Solferino». Sie enthielt eine von stärkster Teilnahme getragene Schilderung des Elends von Solferino und einen Aufruf, eine Bitte an Männer und Frauen aller Länder und aller Stände, zu einem guten Werk beizutragen, durch das die Leiden künftiger Kriege gemildert werden könnten. Dieser Schrift und Dunants unermüdlichem Werben war es zu verdanken, daß vorerst in Genf, dann auch in der übrigen Schweiz

und in ganz Europa das Interesse für das zu schaffende Hilfswerk erwachte und schon 1863 die Gründung des Roten Kreuzes vollzogen und ein Jahr später die erste Genfer Konvention abgeschlossen werden konnte.

Das Schweizerische Rote Kreuz hat die von Richard Tüngel besorgte, 1942 im Atlantis Verlag (Zürich) erschienene deutschsprachige Fassung des «Un souvenir de Solferino» 1959 und 1967 neu herausgegeben. Da das Buch einmal mehr vergriffen ist, jedoch immer wieder verlangt wird, hat sich das Schweizerische Rote Kreuz zu einer Neuauflage entschlossen. Der «Erinnerung an Solferino» ist der Wortlaut der ersten Genfer Konvention und eine Darstellung der Entwicklung des Rotkreuzwerkes in den vergangenen 120 Jahren beigelegt.

Das vorliegende Bändchen ist eine Übersetzung der Originalausgabe des «Un Souvenir de Solferino», wie sie 1862 als Privatdruck sowie in einer zweiten, käuflichen Auflage erschienen ist. Es unterscheidet sich dadurch geringfügig von der französischen Fassung, die wir 1978 – im Jahr des 150. Geburtstages von Henry Dunant – in gleicher Gestaltung herausbrachten. Diese entspricht der dritten Auflage von 1863, die gegenüber der Originalausgabe einige stilistische Änderungen und textliche Ergänzungen enthält.

Dunants Schrift ist zu wünschen, daß sie auch heute wieder viele Leser finde und dazu beitrage, das Verständnis für die Entstehung des Roten Kreuzes und für die Bedeutung des Rotkreuzgedankens in unserer Zeit zu mehren.

Mai 1979

*Prof. Dr. Hans Haug
Ex-Präsident des
Schweizerischen Roten Kreuzes*

Eine Erinnerung an Solferino

Der blutige Sieg von Magenta hatte der französischen Armee die Tore von Mailand geöffnet; die Begeisterung der Italiener wuchs zur Fieberhitze. In Pavia, Lodi und Cremona waren die Befreier erschienen, man hatte sie jubelnd begrüßt. Die Österreicher hatten die Stellungen an der Adda, dem Oglio und der Chiesa aufgegeben, sie wollten endlich die jüngst erlittenen Niederlagen entscheidend wiedergutmachen. Daher hatten sie an den Ufern des Mincio bedeutende Kräfte zusammengezogen, deren Oberbefehl mutig und entschlossen der junge und ritterliche Kaiser von Österreich selber übernommen hatte.

Am 17. Juni kam König Viktor Emanuel in Brescia an, begeistert begrüßt von der Bevölkerung, die zehn lange Jahre unter drückender Fremdherrschaft gelebt hatte und die in dem Sohn von Karl Albert den Retter und den Helden sah.

Am folgenden Tage hielt Kaiser Napoleon seinen triumphalen Einzug in der gleichen Stadt. Ein Freudentaumel ergriff die Menge. Sie war glücklich, einem Herrscher danken zu können, der erschienen war, ihnen zu helfen, Freiheit und Unabhängigkeit wiederzuerlangen.

Am 21. Juni verließen der Kaiser der Franzosen und der König von Sardinien Brescia; ihre

Armeen waren schon am Abend vorher abgerückt. Am 22. Juni wurden Lonato, Castenedolo und Montechiaro besetzt, und am Abend des 23. Juni erließ der Kaiser, der den Oberbefehl führte, ausführliche Befehle, aufgrund deren die Armee des Königs Viktor Emanuel, die bei Desenzano stand und den linken Flügel der verbündeten Armeen bildete, sich am Morgen des 24. Juni nach Pozzolengo begeben sollte. Marschall Baraguey d'Hilliers erhielt als Marschziel Solferino, Marschall Herzog von Magenta Cavriana, General Niel sollte Guidizzolo erreichen, Marschall Canrobert Medole, und die kaiserliche Garde endlich wurde auf Castiglione angesetzt. Die vereinten Streitkräfte waren hundertfünfzigtausend Mann stark und hatten einen Artilleriepark von vierhundert Kanonen.

Der Kaiser von Österreich hatte zu seiner Verfügung in der Lombardei neun Armeekorps, die zusammen zweihundertfünfzigtausend Mann zählten. Seine Operationsarmee war durch die Garnisonen von Verona und Mantua verstärkt. Gemäß dem Plan des Feldzeugmeisters Freiherr von Heß hatten sich die kaiserlichen Truppen, von Mailand und Brescia an, ununterbrochen zurückgezogen, mit dem Ziel, alle Kräfte, die Österreich damals in Italien besaß, zwischen Etsch und Mincio zu vereinen. Die Truppen erster Linie jedoch, die allein für die Schlacht in Frage kamen, bestanden nur aus

sieben Armeekorps mit insgesamt ungefähr hundert-siebzigttausend Mann und einem Artilleriepark von fünfhundert Kanonen.

Das kaiserliche Hauptquartier war von Verona zunächst nach Villafranca, dann nach Valeggio verlegt worden, und die Truppen hatten Befehl erhalten, bei Peschiera, Salionzo, Valeggio, Ferri, Goito und Mantua von neuem den Mincio zu überschreiten. Das Gros der Armee rückte von Pozzolengo nach Guidizzolo, um nach den Vorschlägen verschiedener alter kriegserfahrener Feldmarschall-Leutnants die französisch-sardinische Armee zwischen dem Mincio und der Chiese anzugreifen.

Die österreichischen Kräfte waren in zwei Armeen aufgeteilt, die unter dem Oberbefehl des Kaisers standen. Die erste Armee wurde von dem Feldzeugmeister Graf Wimpffen befehligt. Ihm unterstanden die Korps des Fürsten Edmund von Schwarzenberg, des Grafen Schaffgotsch und des Freiherrn von Veigl sowie die Kavalleriedivision des Grafen Zedtwitz. Diese Armee bildete den linken Flügel. Sie hatte Stellungen bezogen in der Gegend von Volta, Guidizzolo, Medole und Castel-Goffredo. Die zweite Armee stand unter dem Befehl des Kavalleriegenerals Graf Schlick; ihm unterstanden die Feldmarschall-Leutnants Graf Clam-Gallas, Graf Stadion, Baron von Zobel und Ritter von Benedek sowie die Kavalleriedivision des Grafen Mensdorff. Diese Armee bildete den rechten

Flügel. Ihre Stellungen verliefen von Cavriana über Solferino, Pozzolengo nach San Martino.

So waren denn am Morgen des 24. Juni alle Höhen zwischen Pozzolengo, Solferino, Cavriana und Guidizzolo von den Österreichern besetzt. Sie hatten dort starke Artilleriekräfte auf einer Hügelreihe zusammengezogen, welche das Zentrum der ausgedehnten Angriffsstellung bildete. Dies ermöglichte sowohl dem rechten wie dem linken Flügel, sich nötigenfalls unter den Schutz der befestigten Höhen zurückzuziehen, die man für uneinnehmbar hielt.

Ogleich beide feindlichen Armeen gegeneinander marschierten, erwartete man auf beiden Seiten nicht, daß man so bald aufeinandertreffen würde. Die Österreicher hofften, daß nur ein Teil der verbündeten Armeen die Chiese überschritten hätten. Sie waren naturgemäß im unklaren über die Absichten des Kaisers Napoleon, und ihr Nachrichtendienst war schlecht.

Die Verbündeten glaubten gleichfalls nicht, daß man so schnell auf die Armee des Kaisers von Österreich stoßen würde. Weder Erkundungen noch Berichte der Patrouillen oder der Besatzungen von Ballons, die man am 23. Juni aufsteigen ließ, hatten irgendwelche Anzeichen dafür ergeben, daß die österreichische Armee Front gemacht habe und von neuem zum Angriff geschritten sei.

Man erwartete zwar auf beiden Seiten eine baldige große Schlacht, dennoch stießen die

österreichischen und die französisch-sardinischen Truppen am Freitag, den 24. Juni, völlig überraschend aufeinander. Die Heerführer waren beiderseits in Unkenntnis über die Bewegungen der gegnerischen Truppen.

Jedermann hat von der Schlacht von Solferino gehört oder irgendeinen Bericht über sie gelesen. Eine so ergreifende Erinnerung verlöscht nicht so leicht, um so mehr, als die Folgen dieses Tages noch heute in verschiedenen europäischen Staaten zu spüren sind.

Durch ein Zusammentreffen besonderer Umstände hatte ich, als einfacher Tourist und diesem großen Kampf völlig fernstehend, die einmalige Gelegenheit, den erschütternden Szenen beiwohnen zu können, die ich hier aufzeichnen will. Ich werde auf diesen Seiten nur meine persönlichen Eindrücke wiedergeben. Man darf hier weder genaue Einzelheiten noch strategische Aufschlüsse erwarten; die muß man in anderen Büchern suchen.

An jenem denkwürdigen 24. Juni standen sich mehr als dreihunderttausend Menschen gegenüber. Die Schlachtlinie hatte eine Ausdehnung von fünf Meilen, und es wurde fünfzehn Stunden lang gekämpft. Die österreichische Armee, die während der ganzen Nacht des 23. Juni die Mühsale eines schwierigen Marsches hatte ertragen müssen, war seit der Morgendämmerung heftigen Angriffen der verbündeten Armeen ausgesetzt. Sie litt unter der starken, er-

schlaffenden Hitze und ebenso unter Hunger und Durst, da die Truppen mit Ausnahme einer doppelten Ration Schnaps während des ganzen Freitags kaum irgendwelche Nahrung erhielten. Die französischen Truppen, die seit Beginn der Dämmerung auf dem Marsch waren, hatten nichts anderes zu sich genommen als ihren Morgenkaffee. So waren denn die Kämpfenden, besonders die unglücklichen Verwundeten, als diese schreckliche Schlacht beendet war, vollkommen erschöpft!

Gegen drei Uhr morgens setzten sich das erste und zweite Korps unter den Marschällen Baraguey d'Hilliers und Mac-Mahon auf Solferino und Cavriana in Bewegung. Doch kaum war die Spitze der Marschkolonnen über Castiglione hinausgekommen, als sie auf österreichische Vorposten traf, welche hartnäckigen Widerstand leisteten.

Beide Armeen machten sich nunmehr kampfbereit. Überall hört man die Angriffssignale der Hörner und das Rasseln der Trommeln.

Kaiser Napoleon, der die Nacht in Montechiaro zugebracht hat, begibt sich in aller Eile nach Castiglione.

Um sechs Uhr ist starkes Feuer im Gange.

Die Österreicher rücken in vollkommener Ordnung auf den Chausseen vor. Inmitten der dichten Massen weißer Waffenröcke flattern die schwarzgelben Standarten mit dem kaiserlichen Adler.

Unter allen Armeekorps, die an diesem Kampf teilnehmen, bietet die französische Garde den imposantesten Anblick. Es ist ein strahlender Tag, und der blendende Glanz der italienischen Sonne spiegelt sich in dem blitzenden Waffenschmuck der Dragoner, der Garde zu Pferde, der Lanciers und Kürassiere.

Zu Beginn des Kampfes hat Kaiser Franz Joseph mit seinem Generalstab das Hauptquartier verlassen, um sich nach Volta zu begeben. Ihn begleiteten die Erzherzöge des Hauses Lothringen, unter denen sich der Großherzog von Toscana und der Herzog von Modena befinden.

Inmitten eines schwierigen Geländes, das den Verbündeten völlig unbekannt ist, findet der erste Zusammenstoß statt. Die französische Armee muß sich zunächst einen Weg bahnen durch die mit Reben durchflochtenen Maulbeerreihen, die starke Hindernisse bieten. Der Boden ist häufig durchschnitten von großen trockenen Gräben und von drei bis fünf Fuß hohen langen Mauern, die in der Basis sehr breit sind und sich nach oben verjüngen. Die Pferde müssen diese Mauern erklimmen und über die Gräben setzen.

Die Österreicher, die auf den Höhen und den vorgelagerten Hügeln stehen, feuern sogleich mit ihrer Artillerie auf die französische Armee. Sie lassen einen ununterbrochenen Hagel von Granaten, Bomben und Kartätschen auf sie niedergehen. In die dichten Rauchwolken der

Haubitzen und Kanonen mischen sich Erde und Staub, die bei dem Einschlag dieser Menge von Geschossen aufgewirbelt werden. Dem Feuer der Batterien trotzend, die den Tod in ihre Reihen schleudern, stürzen die Franzosen wie ein tobendes Wetter, das sich aus der Ebene erhebt, im Sturm gegen die Stellungen vor, entschlossen, sie um jeden Preis zu nehmen. Aber erst in der sengenden Mittagshitze entbrennt der allgemeine Kampf mit voller Heftigkeit.

Geschlossene Kolonnen drängen gegeneinander mit dem Ungestüm zerstörender Wildbäche, die alles vernichten, was ihnen im Wege steht. Französische Regimenter greifen in Schützenlinien die österreichischen Massen an, die immer neue Verstärkungen erhalten, immer zahlreicher und immer drohender werden und die, Mauern aus Eisen gleich, dem vorstürmenden Gegner Widerstand leisten. Divisionen legen die Tornister ab, um den Feind besser mit dem Bajonett angreifen zu können. Ist ein Bataillon zurückgeworfen, wird es sofort durch ein neues ersetzt. Um jeden Hügel, jede Erhebung, jeden Felsvorsprung wird hartnäckig gekämpft. Leichenhaufen liegen auf den Höhen und in den Hohlwegen.

Es ist ein Kampf Mann gegen Mann, ein entsetzlicher, schrecklicher Kampf. Österreicher und alliierte Soldaten treten sich gegenseitig unter die Füße, machen einander mit Kolbenschlägen nieder, zerschmettern dem Gegner den

Schädel, schlitzten einer dem anderen mit Säbel oder Bajonett den Bauch auf. Es gibt keinen Pardon. Es ist ein allgemeines Schlachten, ein Kampf wilder, wütender, blutdürstiger Tiere. Selbst die Verwundeten verteidigen sich bis zum letzten Augenblick. Wer keine Waffen hat, packt den Gegner und zerreißt ihm die Gurgel mit den Zähnen.

An anderer Stelle wütet ein ähnlicher Kampf. Er wird noch schrecklicher durch das Nahen einer Reiterschwadron, die im Galopp anstürmt. Die Pferde zertreten mit ihren beschlagenen Hufen Tote und Verwundete. Einem armen Blessierten wird die Kinnlade fortgerissen, einem anderen der Kopf eingeschlagen, einem dritten, den man hätte retten können, die Brust eingedrückt. In das Wiehern der Pferde mischen sich Verwünschungen, Wutschreie, Schmerz- und Verzweiflungsrufe.

Den Reitern folgt in gestrecktem Lauf gespannte Artillerie. Sie bahnt sich ihren Weg über Tote und Verwundete, die auf dem Boden liegen. Gehirn spritzt aus den zerplatzenden Köpfen, Glieder werden gebrochen und zermalmt, Körper werden zu formlosen Massen. Die Erde wird buchstäblich mit Blut getränkt. Und die Ebene ist übersät mit unkenntlichen Resten von Menschen.

Die französischen Truppen erklimmen die Hügel und erstürmen mitten im österreichischen Feuer zwischen einschlagenden Granaten und

Kartätschen mit unbeschreiblicher Kühnheit steile Höhen und felsige Hänge. Kaum ist ein Hügel genommen, kaum haben einige Kompagnien, völlig erschöpft und in Schweiß gebadet, den Gipfel erreicht, so stürzen sie sich von neuem wie eine Lawine auf die Österreicher, werfen sie zurück, jagen sie von einer Stellung zur nächsten und verfolgen sie in Hohlwege und Gräben hinein.

Die Stellungen der Österreicher sind ausgezeichnet. Sie haben sich in den Häusern und Kirchen von Medole, Solferino und Cavriana verschanzt. Nichts jedoch unterbricht das Gemetzel, durch nichts wird es aufgehalten, durch nichts vermindert. Man tötet sich einzeln und in Massen, jede Falte des Geländes wird mit dem Bajonett gesäubert, jedes Gehöft wird Schritt für Schritt erkämpft. Die Dörfer werden Haus um Haus, Scheune um Scheune erobert, jedes Gebäude wird einzeln belagert. Tore, Fenster und Höfe sind Schauplätze schauerlichen Mordens.

Der französische Kartätschenhagel verursacht ein entsetzliches Durcheinander bei den österreichischen Truppen. Seine Wirkung reicht erstaunlich weit. Die Hügelabhänge bedecken sich mit Leichen, und Tod und Vernichtung dringen bis in die entferntesten Reserven der österreichischen Armee. Aber wenn die Österreicher auch zurückweichen, so doch nur Schritt um Schritt. Immer wieder gehen sie zum Angriff

über. Unablässig formen sich ihre Linien neu, ebensooft aber werden sie wieder durchbrochen.

In der Ebene wirbelt der Wind den Staub auf, mit dem die Wege überdeckt sind. Er häuft ihn zu dichten Wolken, welche die Luft verdunkeln und den Kämpfenden die Sicht nehmen.

Wenn auch hin und wieder der Kampf für einige Augenblicke aufzuhören scheint, so beginnt er doch gleich von neuem mit großer Stärke. Frische Reserven der Österreicher füllen die Lücken, welche durch wütende, ebenso hartnäckige wie blutige Angriffe in ihren Reihen entstanden sind. Immer wieder hört man bald auf der einen, bald auf der anderen Seite die Trommeln rasseln und Hörner zum Angriff blasen.

Die Garde ficht mit äußerstem Mut. Schützen, Jäger und Linientruppen wetteifern mit ihr an Ausdauer und Kühnheit. Die Zuaven stürmen mit dem Bajonett, wie wilde Tiere anspringend, unter wütendem Schreien vorwärts. Französische Kavallerie greift die österreichische Kavallerie an. Dragoner und Husaren durchbohren und zerfleischen sich gegenseitig. Auch die Pferde, von der Hitze des Kampfes erregt, werden von der allgemeinen Wut ergriffen. Sie werfen sich auf die feindlichen Pferde und beißen sich mit ihnen herum, während ihre Reiter aufeinander einhauen oder sich gegenseitig niederstoßen.

Die Kampfeswut ist so groß, daß an einigen Stellen, wo die Munition ausgegangen ist und die Gewehre zerbrochen sind, Soldaten sich mit Steinen bewerfen und mit Fäusten bekämpfen. Die Kroaten bringen alles um, was ihnen in den Weg kommt; mit Kolbenhieben machen sie die Verwundeten der gegnerischen Armee nieder. Auf gleiche Weise töten algerische Schützen die unglücklichen verwundeten Offiziere und Soldaten der Österreicher, trotz aller Anstrengungen, die ihre Führer machen, um ihre Wildheit in Schranken zu halten. Mit lautem Gebrüll und wilden Flüchen stürzen sie sich auf die gegnerischen Reihen.

Die stärksten Stellungen werden genommen, werden verloren, um wieder genommen zu werden und von neuem verlorenzugehen. Zu Tausenden fallen Menschen, verstümmelt, zerfetzt, durchlöchert von Kugeln oder tödlich getroffen durch Geschosse aller Art.

Was nun den Zuschauer auf den Höhen nahe bei Castiglione betrifft, so kann er zwar dem Verlauf der Schlacht nicht genau folgen, aber er erkennt doch, dass die Österreicher versuchen, das Zentrum der verbündeten Truppen zu durchbrechen, um den Angriff auf Solferino, das durch seine bewundernswerte Lage notwendig zum wichtigsten Punkt der Schlacht werden muß, zum Stehen zu bringen. Ebenso erkennt er, daß der Kaiser der Franzosen alle Anstrengungen macht, um die verschiedenen Korps sei-

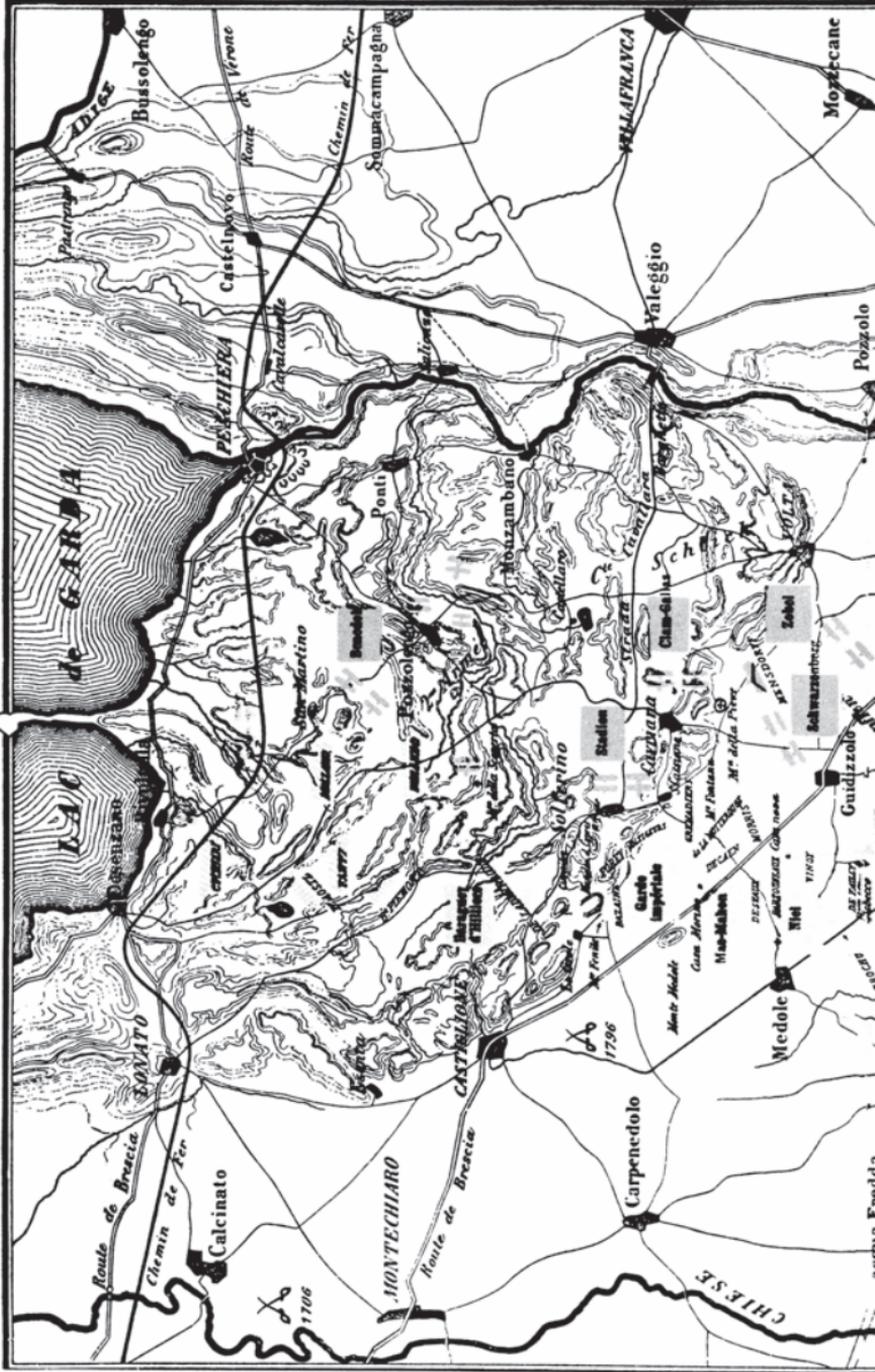
ner Armee zusammenzuhalten, damit sie sich gegenseitig unterstützen können.

Mit großem Scharfblick hat Kaiser Napoleon durchschaut, daß es den österreichischen Truppen an einer starken und einheitlichen Leitung fehlt. Daher befiehlt er den Armeekorps der Marschälle Baraguey d'Hilliers und Mac-Mahon und kurz darauf auch seiner Garde, die von dem tapferen Marschall Regnaud de Saint-Jean d'Angely geführt wird, gleichzeitig die Verschanzungen von Solferino und von San Cassiano anzugreifen und auf diese Weise das Zentrum der feindlichen Armeen zu durchstoßen. Der Angriff richtet sich gegen die Armeekorps Stadion, Clam-Gallas und Zobel, die jedoch nur allmählich heranrücken, um die für sie so wichtigen Stellungen zu verteidigen.

Bei San Martino hält der tapfere und unerschrockene Feldmarschall-Leutnant Benedek den ganzen Tag mit nur einem Teil der zweiten österreichischen Armee der sardinischen Armee stand, die unter dem Oberbefehl ihres Königs und angefeuert durch seine Gegenwart heroisch kämpft.

Die Korps des Generals Niel und des Marschalls Canrobert, die den rechten Flügel der verbündeten Armeen bilden, leisten unerschütterlichen Widerstand gegen die Angriffe der ersten österreichischen Armee unter dem Grafen Wimpffen. Dessen drei Korps, Schwar-

J. HENRY DUNANT. UN SOUVENIR DE SOLFERINO





Not. & Copyright © G. G. G.

Dressé d'après les indications de l'auteur.

zenberg, Schaffgotsch und von Veigl, gelingt es allerdings nicht, übereinstimmend vorzugehen.

Marschall Canrobert, der genau den Befehlen des Kaisers Napoleon folgt und sich abwartend verhält, wofür es sehr gute Gründe gibt, setzt, gleich vom Morgen an, nicht alle seine verfügbaren Kräfte ein. Jedoch der größere Teil seines Armeekorps, die Divisionen Renault und Trochu und die Kavallerie des Generals Partouneaux, nimmt schließlich sehr lebhaft am Kampf teil.

Marschall Canrobert wird durch die Erwartung aufgehalten, daß das Armeekorps des Fürsten Eduard von Liechtenstein gegen ihn vorrücken könne. Dieses Armeekorps gehört nicht zu den beiden österreichischen Armeen, sondern ist erst am Morgen aus Mantua ausmarschiert, was Napoleon mit Sorge verfolgt hat. Andererseits ist auch das Korps Liechtenstein völlig gelähmt durch die Kunde von dem Vormarsch des Armeekorps des Prinzen Napoleon, dessen Division d'Autemarre aus Piacenza anrückt.

Die Generale Foray und de Ladmirault haben mit ihren tapferen Kolonnen an diesem denkwürdigen Tage die Schlacht eröffnet. Nach unbeschreiblichen Kämpfen gelingt es ihnen, die Hänge zu erobern, die zu jenem «Zypressenhügel» führen, der mit seinem Turm und dem Friedhof von Solferino ewig denkwürdig sein wird durch die schreckliche Metzelei, deren

Zeuge und blutiger Schauplatz er war. Dieser «Zypressenhügel» wird schließlich im Sturm genommen, und Oberst d'Auvergne läßt auf seinem Gipfel als Siegeszeichen sein Taschentuch an der Spitze seines Säbels wehen.

Aber diese Erfolge müssen von den Alliierten mit empfindlichen Verlusten teuer bezahlt werden. Dem General de Ladmirault wird die Schulter durch eine Kugel zerschmettert. Nur mit Mühe kann man den tapferen Verwundeten dazu bringen, sich in einem Feldlazarett, in der Kapelle eines kleinen Dorfes, verbinden zu lassen. Trotz der schweren Verwundung kehrt er zu Fuß wieder in den Kampf zurück und fährt fort, seine Bataillone anzufeuern, bis er durch eine zweite Kugel am linken Bein verwundet wird.

General Foray, der ungeachtet seiner schwierigen Lage niemals die Ruhe verliert, wird an der Hüfte verwundet, der weiße Umhang, den er über der Uniform trägt, ist von Kugeln durchlöchert. Seine Adjutanten fallen an seiner Seite. Einem von ihnen, dem fünfundzwanzigjährigen Hauptmann de Kervenoël, wird die Hirnschale durch einen Granatsplitter vom Kopf gerissen.

General Dieu stürzt am Fuße des «Zypressenhügels» tödlich getroffen vom Pferde in dem Augenblick, als er seine Schützenketten zum Angriff führt. General Douay wird gleichfalls

verwundet; unweit von ihm fällt sein Bruder Oberst Douay. Dem Brigadegeneral Auger wird der linke Arm durch eine Kanonenkugel zerschmettert. Noch auf dem Schlachtfeld, das ihm das Leben kosten sollte, wird er zum Divisionsgeneral ernannt.

Die französischen Offiziere, die an der Spitze ihrer Bataillone mit geschwungenen Degen vorwärtsstürmen und durch ihr Beispiel die Soldaten mitreißen, werden von den Tiroler Jägern wahrhaft dezimiert, denn ihre Orden und Epauletten machen sie leicht kenntlich.

Was für dramatische Zwischenfälle, welche erschütternde Einzelheiten, was für tragische Schicksale!

Bei dem ersten afrikanischen Jägerregiment bricht zur Seite des tödlich getroffenen Oberstleutnants Laurans des Ondes der erst zweiundzwanzigjährige Leutnant de Salignac Fénelon in ein österreichisches Karree ein und bezahlt diese Heldentat mit dem Leben.

Oberst de Maleville, der sich bei dem Gutshof La Casa Nova im stärksten feindlichen Feuer einem überlegenen Feind gegenüber sieht und dessen Bataillon keine Munition mehr hat, ergreift die Regimentsfahne und ruft: «Wer seine Fahne liebt, folge mir!» Obgleich seine Soldaten durch Hunger und Anstrengungen erschöpft sind, stürmen sie mit aufgepflanztem Bajonett ihm nach. Eine Kugel zerschmettert ihm das Bein. Aber trotz furchtbarer Schmerzen läßt er

sich auf dem Pferd halten, bleibt er an der Spitze seines Bataillons.

Nicht weit davon wird, als er sich, um den Verlust eines Adlers zu verhindern, unerschrocken in das Handgemenge stürzt, der Bataillonskommandeur Hébert tödlich getroffen. Zusammenbrechend und unter die Füße getreten, findet er noch die Kraft, ehe er stirbt, den Seinen zuzurufen: «Mut, meine Kinder!»

Auf dem Hügel des Turms von Solferino nimmt Leutnant Moneglia von den Gardejägern allein sechs Geschütze, von denen vier bespannt sind und von einem österreichischen Oberst befehligt werden, der ihm seinen Degen übergibt.

Leutnant de Guiseul, der die Fahne eines Linienregiments trägt, wird mit seinem Bataillon von zehnfach überlegenen Kräften umzingelt. Er fällt, von einer Kugel getroffen, und preßt die Fahne wie ein kostbares Kleinod gegen seine Brust. Ein Sergeant ergreift sie, um sie vor dem Zugriff des Feindes zu retten; eine Stückkugel reißt ihm den Kopf ab. Ein Hauptmann faßt den Schaft. Auch er wird getroffen, und sein Blut färbt die zerreißende Fahne, deren Stange bricht. Alle, die sie tragen, Unteroffiziere und Soldaten, werden getroffen, einer nach dem anderen, aber ihre Leiber dienen ihr, lebend oder tot, als letzter Wall, bis diese glorreichen Reste, völlig zerfetzt, schließlich in den

Händen eines Feldwebels vom Regiment des Obersten Abattucci zur Ruhe kommen.

Der verwegene Major de la Rochefoucault Liancourt von den afrikanischen Jägern bricht in ein ungarisches Karree ein, sein Pferd wird von Kugeln durchbohrt. Er selber fällt, von zwei Schüssen getroffen, in die Hände der Ungarn, die das Karree neu gebildet haben.

Bei Guidizzolo versucht Fürst Karl von Windischgrätz, ein tapferer österreichischer Oberst, vergebens an der Spitze seines Regiments die starke Stellung von La Casa Nova wieder einzunehmen. Dieser unglückliche Fürst, ein edelmütiger Held, geht mutig einem sicheren Tod entgegen, und obgleich tödlich verwundet, fährt er fort zu kommandieren. Seine Soldaten stützen ihn, sie haben ihn in die Arme genommen, sie bleiben im Kugelhagel unerschüttert stehen und dienen ihm so als letzter Schutz. Sie wissen, daß sie fallen werden, aber sie wollen ihren Oberst nicht verlassen, den sie achten und lieben, und der bald in ihren Armen verscheidet.

Auch die Feldmarschall-Leutnants Graf von Crenneville und Graf Palffy werden, mutig kämpfend, schwer verwundet, ebenso im Armeekorps des Freiherrn von Veigl der Feldmarschall-Leutnant Blomberg und sein Generalmajor Baltin. Baron Sturmfeder, Baron Pidoll und Oberst von Mumb werden getötet. Die Leutnants von Steiger und von Fischer sterben den Heldentod nicht weit von dem jungen Fürsten

von Isenburg, der, glücklicher als sie, später, zwar schwer verwundet, aber noch lebend vom Schlachtfeld fortgetragen wird.

Marschall Baraguey d'Hilliers ist mit den Generalen Lebœuf, Bazaine, de Négrier, Douay, d'Alton, Forgeot und den Obersten Cambriels und Micheler in das Dorf Solferino eingedrungen, das von dem Grafen Stadion und den Feldmarschall-Leutnants Palfy und Sternberg verteidigt wird. Die Brigaden Bils, Puchner, Gaal, Koller und Festetics schlagen lange Zeit die außerordentlich heftigen Angriffe zurück, bei denen sich General Camou mit seinen Jägern und Schützen und die Obersten Brincourt und de Taxis, die verwundet werden, besonders auszeichnen, ebenso wie der Oberstleutnant Hémar, dessen Brust von zwei Kugeln durchbohrt wird.

General Desvaux wirft mit gewohntem Mut und bewundernswerter Kaltblütigkeit in heldenmütigem Kampf an der Spitze seiner Kavallerie den starken Angriff der ungarischen Infanterie zurück. Immer ist er seiner Division voraus und immer an den gefährlichsten Stellen. Durch den unwiderstehlichen Andrang seiner Schwadronen unterstützt er die kräftige Offensivbewegung des Generals Trochu gegen die Armeekorps von Veigl, Schwarzenberg und Schaffgotsch bei Guidizzolo und Rebecco. Hierbei zeichnen sich gleichermaßen die Generale Mor-

ris und Partouneaux im Angriff gegen die Mensdorffschen Reitergeschwader aus.

Die unerschütterliche Standhaftigkeit des Generals Niel, der mit den Generalen de Failly, Vinoy und de Luzy in der Ebene von Medole drei großen Divisionen der Armee des Grafen Wimpffen standhält, ermöglicht es dem Marschall Mac-Mahon mit den Generalen de La Motterouge und Decaen und der Gardekavallerie, die Hügel von San Cassiano und Cavariana zu erreichen; er umgeht dabei die Höhen, welche den Schlüssel zu diesen Stellungen bilden. So gelingt es ihm, sich auf jenen Reihen paralleler Hügel festzusetzen, auf denen die Truppen der Feldmarschall-Leutnants Clam-Gallas und Zobel sich dicht gedrängt aufgestellt haben. Der ritterliche Prinz von Hessen, einer der Helden der österreichischen Armee und würdig, sich mit dem berühmten Sieger von Magenta zu messen, verteidigt, nachdem er kühn in San Cassiano den Kampf aufgenommen hat, die drei Kuppen der Höhe Fontana gegen immer neue Angriffe. General de Sévelinges läßt hier mitten im österreichischen Geschosshagel seine gezogenen Kanonen hinaufschaffen. Da die Pferde die steilen Abhänge nicht zu erklimmen vermögen, müssen Garderegadiere die Geschütze hinaufziehen. Und damit die auf so einzigartige Weise auf die Hügel gebrachten Batterien das Feuer auf den Feind eröffnen können, bilden die Grenadiere kalt-

blütig von den in der Ebene gebliebenen Munitionswagen bis hinauf zu den Kanonen eine Kette und reichen von Hand zu Hand den Artilleristen die Munition weiter.

Der General de la Motterouge bleibt endlich Herr von Cavriana, trotz des hartnäckigen Widerstandes und der Gegenangriffe der jungen österreichischen Offiziere, welche immer von neuem ihre Abteilungen zum Angriff anspornen.

Die Schützen des Generals Manèque, die sich verschossen haben, füllen ihre Patronentaschen bei den Grenadieren. Aber bald ist auch diese Munition zu Ende, und nun greifen sie die Höhen zwischen Solferino und Cavriana mit dem Bajonett an. Obgleich ihnen beträchtliche Kräfte gegenüberstehen, bemächtigen sie sich dank der Unterstützung des tapferen Generals Mellinet der Stellungen.

Rebecco fällt in die Hände der Verbündeten, wird dann von den Österreichern zurückerobert, von neuem gestürmt, von neuem verloren und schließlich endgültig vom General Renault besetzt und gehalten.

Beim Angriff auf die Höhe Fontana werden die algerischen Schützen geradezu dezimiert, ihre Obersten Laure und Herment getötet. Ein großer Teil ihrer Offiziere fällt, und das verdoppelt die Wut der Soldaten. Sie feuern sich gegenseitig an, den Tod ihrer Offiziere zu rächen. Mit der Leidenschaft des Afrikaners und dem

Fanatismus des Mohammedaners stürzen sie sich auf den Feind. Halb wahnsinnig, wie blutgieriger Tiger, werfen sie sich auf ihre Gegner, ohne Gefangene zu machen oder Pardon zu gewähren.

Die Kroaten wiederum liegen flach am Boden oder verbergen sich in den Gräben, sie lassen die Gegner herankommen, um dann plötzlich aufzuspringen und sie mit dem Kolben niederzuschlagen.

Bei San Martino wird der Hauptmann Pallavicini, ein Offizier der Bersaglieri, verwundet, seine Soldaten fangen ihn in den Armen auf, tragen ihn fort und bringen ihn in eine Kapelle, in der er erste Pflege findet. Aber die Österreicher, die gerade zuvor zurückgeworfen worden waren, machen einen Gegenangriff und dringen in die Kirche ein. Die Bersaglieri, zu schwach, um widerstehen zu können, müssen ihren Offizier verlassen. Als bald ergreifen Kroaten große Steine, die an der Pforte liegen, und zerschmettern den Kopf des armen Hauptmanns, so daß sein Gehirn über ihre Waffenröcke spritzt.

Inmitten dieser zahlreichen, sich überall und immer wieder erneuernden Kämpfe hört man wilde Flüche aus dem Munde von Männern so vieler verschiedener Nationen. Und wie viele von ihnen hat man gezwungen, schon im Alter von zwanzig Jahren Menschen zu töten!

Im dichtesten Gedränge, während die Erde unter einem Orkan von Eisen, Schwefel und

Blei erzittert und todbringende Salven den Boden aufwühlen und während von allen Seiten Kugeln wie tödliche Blitze die Luft durchfegen, den Hekatomben von Toten neue Opfer beigesellen, eilt der Almosenier des Kaisers Napoleon, Abbé Laine, durch die Truppenverbandplätze, um den Sterbenden Worte des Trostes und des Mitgeföhls auf den letzten Weg mitzugeben.

Einem Leutnant eines Linienregiments wird der linke Arm durch eine Kartätschenkugel zerschmettert. Das Blut fließt in Strömen aus seiner Wunde. Wie er so unter einem Baum sitzt, legt ein ungarischer Soldat auf ihn an. Ein Offizier hält ihn zurück, begibt sich dann zu dem jungen verletzten Franzosen, drückt ihm mitfühlend die Hand und ordnet an, daß er an einen weniger gefährlichen Platz gebracht wird.

Marketenderinnen eilen wie einfache Soldaten im feindlichen Feuer nach vorn. Sie wollen den armen Verletzten beistehen, die unaufhörlich nach Wasser schreien. Doch während sie ihnen zu trinken geben und versuchen, sie zu pflegen, werden sie selber verwundet¹. Abseits

¹ Vielleicht waren das dieselben, die am 9. Juni 1862 von den Mexikanern verbrannt worden sind. Man hatte sie lebend an Pulverwagen gekettet, zusammen mit zehn Soldaten, die eine Kolonne mit Lebensmitteln und Munition von Veracruz nach dem französischen Lager brachten und die von Guerillakämpfern eine Meile von Tejeria entfernt umzingelt worden waren.

versucht ein Husarenoffizier, sich unter seinem Pferd hervorzuarbeiten, das, von einer Granate getroffen, schwer auf ihm liegt. Er selber ist erschöpft von dem Blutverlust der eigenen Wunden. Nicht weit davon sprengt ein Pferd dahin, das im Galopp den blutigen Leichnam seines Reiters mit sich schleift. Anderswo suchen Pferde, menschlicher als ihre Reiter, bei jedem Huftritt sorglich die Opfer dieser wütenden und erbitterten Schlacht zu schonen.

Ein Offizier der Fremdenlegion wird von einer Kugel getroffen, tot liegt er ausgestreckt auf der Erde. Sein Hund, der sehr an ihm hängt, den er von Algerien mitgebracht hat und der, Liebling des ganzen Bataillons, ihn auf dem Marsche niemals verlassen hat, wird, von dem stürmischen Angriff der Truppe mitgerissen, wenige Schritte entfernt, gleichfalls von einer Kugel getroffen. Er findet noch die Kraft, zu seinem Herrn zu kriechen, und stirbt auf der Leiche. Bei einem anderen Regiment nimmt eine Ziege, die von einem Schützen aufgezogen und von allen Soldaten gehätschelt wurde, unerschrocken inmitten des Stückkugel- und Kartätschenhagels am Sturm auf Solferino teil.

Viele tapfere Soldaten lassen sich durch eine erste Verwundung nicht aufhalten, weiter vorwärtszustürmen, bis eine neue Kugel sie niederwirft und sie hindert, weiter am Kampf teilzu-

nehmen. An anderer Stelle müssen ganze Bataillone unbeweglich stillstehen und, schwerem Feuer ausgesetzt, den Befehl zum Angriff erwarten. Sie sind gezwungen, untätig zu bleiben, während sie doch vor Kampfbegierde brennen und zusehen müssen, wie ihre Reihen widerstandslos vernichtet werden.

Die Sardinier suchen von morgens bis abends durch Ausfälle und Bajonettangriffe die Hügel von San Martino, Roccolo und Madonna della Scoperta bald zu stürmen, bald zu verteidigen. Fünf- oder sechsmal wogt der Kampf hin und her, schließlich bleiben sie im Besitz von Pozzolengo, obgleich ihre Divisionen einzeln und ohne Übereinstimmung kämpfen. Ihre Generale Mollard, de La Marmora, Della Rocca, Durando, Fanti, Cialdini, Cucchiari, de Sonnaz sowie Offiziere aller Waffen und Grade unterstützen die Bemühungen ihres Königs, in dessen Gegenwart die Generale Perier, Cerale und Arnoldi verwundet werden.

Soll man bei der französischen Armee neben den Marschällen und Divisionsgeneralen nicht auch des glorreichen Anteils gedenken, den die tapferen Brigadegenerale, Obersten, Majore und Hauptleute an dem glücklichen Ausgang dieses großen Tages haben? Ohne Zweifel war es sehr ruhmvoll, Krieger zu bekämpfen und zu besiegen wie den Prinzen Alexander von Hes-

sen, einen Stadion, einen Benedek oder einen Karl von Windischgrätz¹!

«Es war, als wenn uns der Wind vorwärts geblasen hätte», erklärte sehr anschaulich ein junger einfacher Liniensoldat, um einen Begriff von dem Eifer und der Begeisterung zu geben, womit seine Kameraden und er sich in das Handgemenge gestürzt hatten. «Der Pulvergeruch, der Kanonendonner, die rasselnden Trommeln und die schmetternden Hörner, das belebt, das begeistert!» Es schien wirklich so, als ob in dieser Schlacht jedermann sich so schlage, als sei seine eigene Ehre verpfändet, und als müsse er den Sieg zu seiner ganz persönlichen Angelegenheit machen.

¹ Über den General Foray entnehmen wir folgende Stelle dem schönen Buch des eidgenössischen Oberst Edmund Favre *Die preußische Armee und die Manöver von Köln im Jahre 1861*:

«Der König ließ uns alle einladen, an diesem Tage mit ihm in Schloß Benrath bei Düsseldorf zu speisen. Ehe er sich zur Tafel setzte, nahm er General Foray und General Paumgarten bei der Hand. ‚Da Sie jetzt Freunde sind‘, sagte er lächelnd, ‚setzen Sie sich nebeneinander und plaudern Sie.‘ Nun war Foray der Sieger von Montebello, und Paumgarten war sein Gegner gewesen, so konnten sie sich denn nach Herzenslust über die Einzelheiten jenes Tages unterhalten. Aus dem aufrichtigen Lachen des österreichischen Generals konnte man erkennen, daß er keinen Groll mehr hegte. Was den französischen General betrifft, so wußten alle, daß er keinen Grund hatte, verstimmt zu sein. So ist der Krieg, so sind die Soldaten: In diesem Herbst sind die beiden Generale gute Freunde, im nächsten Jahr werden sie sich vielleicht wieder schlagen, und zwei Jahre später speisen sie dann wieder zusammen irgendwo in der Welt.»

Tatsächlich besitzen diese beherzten Unteroffiziere der französischen Armee einen außergewöhnlichen Schwung und eine besondere Tapferkeit. Für sie gibt es keine Hindernisse. An der Spitze ihrer Soldaten stürmen sie gegen die gefährlichsten und exponiertesten Stellen an, als eilten sie zu einem Fest. Zweifellos liegt darin, zu einem Teil wenigstens, die Überlegenheit, welche die französische Armee allen Armeen anderer großer Nationen gegenüber besitzt.

Die Truppen des Kaisers Franz Joseph beginnen nun zu weichen. Die Armee des Grafen Wimpffen erhält als erste Befehl, den Rückzug anzutreten, und zwar noch ehe Marschall Canrobert seine gesamten Kräfte eingesetzt hat. Trotz der Standhaftigkeit des Grafen Stadion hat die Armee des Grafen Schlick, die von den Feldmarschall-Leutnants Clam-Gallas und Zobel zu wenig Unterstützung erfuhr, mit Ausnahme der Division des Prinzen von Hessen alle Stellungen, die die Österreicher in ebenso viele Festungen umgewandelt hatten, verlassen müssen.

Der Himmel verdunkelt sich plötzlich, dichte Wolken ziehen am Horizont auf. Ein Sturm erhebt sich tobend, reißt Äste von den Bäumen und führt sie weit mit sich fort. Kalter, sturmgepeitschter Regen, ein wahrer Wolkenbruch, ergießt sich über die Kämpfer, die bereits durch Hunger und Anstrengungen erschöpft und durch Pulverdampf und aufgewirbelten Staub

geblendet sind. Jetzt müssen sie auch noch gegen die Elemente kämpfen. Trotz des Unwetters aber sammeln sich die Österreicher auf Befehl ihrer Offiziere. Gegen fünf Uhr muß der Kampf von beiden Seiten aufgegeben werden. Regengüsse, Hagelschloßen, Blitz und Donner und endlich die Dunkelheit, die das ganze Schlachtfeld einhüllt, machen eine Fortsetzung des Kampfes unmöglich.

Während der ganzen Schlacht zeigt das Oberhaupt des Hauses Habsburg eine bewundernswürdige Ruhe und Kaltblütigkeit. Als Cavriana eingenommen wird, befindet sich Franz Joseph mit dem Grafen Schlick und seinem Adjutanten, dem Prinzen von Nassau, auf einer benachbarten Höhe, Madonna della Pieve, nahe einer von Zypressen umgebenen Kirche. Als das österreichische Zentrum zurückgeht und auch für den linken Flügel keine Hoffnung mehr besteht, die feindlichen Stellungen zu nehmen, wird der allgemeine Rückzug angeordnet. Der Kaiser muß sich in diesem schicksalsschweren Augenblick dazu entschließen, mit einem Teil seines Generalstabs nach Volta zu reiten. Die Erzherzöge und der Erbgroßherzog von Toscana ziehen sich auf Valeggio zurück. An mehreren Stellen bricht eine Panik unter den österreichischen Truppen aus, und bei einigen Regimentern wird der Rückzug zur Flucht. Vergebens versuchen die Offiziere, die sich mit Löwenmut geschlagen haben, die Soldaten zum

Stehen zu bringen. Beschwörungen, Flüche, Säbelhiebe, nichts vermag sie anzuhalten, der Schrecken ist zu groß, und die gleichen Soldaten, die eben noch tapfer gekämpft haben, lassen sich jetzt wohl schlagen und beschimpfen, doch durch nichts in ihrer Flucht aufhalten.

Der Kaiser von Österreich ist verzweifelt. Er hat sich wirklich wie ein Held gehalten – den ganzen Tag sind Geschosse aller Art dicht neben ihm eingeschlagen –, aber jetzt bei diesem Zusammenbruch kommen ihm die Tränen. Vom Schmerz hingerissen, wirft er sich den Fliehenden entgegen und hält ihnen ihre Feigheit vor. Als er jedoch nach diesen Ausbrüchen heftigster Erregung wieder zur Ruhe kommt, betrachtet er schweigend den Schauplatz der Verwüstung. Große Tränen rollen über seine Wangen, und auf dringende Beschwörungen seiner Adjutanten entschließt er sich, Volta zu verlassen und nach Valeggio aufzubrechen.

Einzelne österreichische Offiziere lassen sich, völlig niedergeschlagen, wütend und verzweifelt, niedermetzeln, aber nicht ohne ihr Leben teuer zu verkaufen. Andere töten sich selber aus Kummer und Zorn; sie wollen diese schwere Niederlage nicht überleben; die meisten sind, wenn sie bei ihren Regimentern eintreffen, mit eigenem oder feindlichem Blut bedeckt. Zollen wir ihrer Tapferkeit die Anerkennung, die sie verdient.



Der Ansturm auf Solferino



«Geschlossene Kolonnen drängen gegeneinander mit dem Ungestüm zerstörender Wildbäche, die alles vernichten, was ihnen im Wege steht.» (Seite 18)

Kaiser Napoleon zeigte sich während des ganzen Tages überall, wo seine Gegenwart von Nutzen sein konnte. In seinem Gefolge befanden sich Marschall Vaillant, der Generalstabschef der Armee, General de Martimprey, sein Generaladjutant, ferner Graf Roguet, Graf von Montebello, General Fleury und der Fürst von der Moskwa, die Obersten Reille und Robert, die gesamte militärische Suite und die Schwadron der Kaiserlichen Leibgarde. Der Kaiser begab sich immer zu jenen Punkten des Schlachtfeldes, wo es galt, schwierige Hindernisse zu bewältigen; auf diese Weise leitete er die Schlacht, ohne der Gefahr zu achten, die ihn unaufhörlich bedrohte. Bei der Höhe von Fenile wurde seinem Leibarzt, dem Baron Larrey, das Pferd unter dem Leib getötet, und verschiedene Soldaten der Leibgarde wurden getroffen. Er quartierte sich schließlich in Cavriana in dem Hause ein, in dem sich am gleichen Tag der Kaiser von Österreich aufgehalten hatte. Von hier schickte er der Kaiserin eine Depesche, um ihr seinen Sieg mitzuteilen.

Die französische Armee lagerte in den Stellungen, die sie während des Tages erobert hatte. Die Garde biwakierte zwischen Solferino und Cavriana. Die beiden ersten Korps hielten die Solferino benachbarten Höhen besetzt. Das dritte Korps lag in Rebecco und das vierte in Volta.

Guidizzolo blieb bis zehn Uhr abends in der Hand der Österreicher, deren Rückzug auf dem linken Flügel durch den Feldmarschall-Leutnant von Veigl gedeckt wurde und auf dem rechten Flügel durch den Feldmarschall-Leutnant Benedek. Dieser war bis ein Uhr morgens Herr von Pozzolengo geblieben und schützte so den Rückmarsch der Grafen Stadion und Clam-Gallas. Hierbei zeichneten sich die Brigaden Koller und Gaal sowie das Regiment Reischach besonders aus. Die Brigaden Brandenstein und Wussin waren nach Volta marschiert, von wo aus sie der Artillerie den Übergang über den Mincio bei Borghetto und Valeggio erleichtern wollten.

Die versprengten österreichischen Soldaten wurden nunmehr gesammelt und nach Valeggio gebracht. Die Straßen waren verstopft durch die Bagage der verschiedenen Korps, durch Pontonfahrzeuge und Munitionskolonnen, die durcheinanderdrängten, um so schnell wie möglich den Engpaß von Valeggio zu erreichen. Das gesamte Trainmaterial konnte gerettet werden, da man schnell Behelfsbrücken über den Fluß schlug. Die ersten Züge von Leichtverwundeten trafen um diese Zeit in Villafranca ein. Dann folgten die Schwerverletzten, und während der ganzen Nacht riß dieser traurige Strom von Verwundeten nicht ab. Die Ärzte verbanden die Wunden, gaben den Verletzten zu essen und schickten sie dann mit der Eisenbahn nach Ve-

rona, wo bald eine entsetzliche Überfüllung herrschte. Die Armee hatte bei ihrem Rückzug alle Verwundeten mitgenommen, die auf eigenen Wagen und requirierten Karren fortgeschafft werden konnten. Wie viele Unglückliche aber blieben auf der Erde liegen, die von ihrem Blut getränkt war!

Gegen Abend, als die ersten Schatten der Dämmerung sich über die weite Schlachtstätte breiteten, suchte so mancher französische Offizier, so mancher französische Soldat nach einem Kameraden, einem Landsmann, einem Freund. Fand er einen Bekannten, so kniete er bei ihm nieder, suchte ihn wiederzubeleben, drückte ihm die Hand, stillte sein Blut oder verband ihm mit dem Taschentuch das zerschmetterte Glied. Nur Wasser konnte er für den armen Verwundeten nicht herbeischaffen. Wieviel stille Tränen sind an diesem trostlosen Abend geflossen, da jede falsche Eigenliebe und jede falsche Scham verschwunden waren!

Während des Kampfes waren überall, in den Gutshöfen, Häusern, Kirchen und Klöstern der Umgebung oder auch im Freien, im Schatten der Bäume, behelfsmäßige Verbandstätten eingerichtet worden. Hier legte man am nächsten Morgen verwundeten Offizieren, Unteroffizieren und Soldaten Notverbände an. Die französischen Ärzte hatten unermüdliche Hingabe gezeigt. Viele von ihnen gönnten sich während mehr als vierundzwanzig Stunden keinen

Augenblick Ruhe. Zwei von ihnen, die bei dem Verbandplatz waren, der dem Doktor Méry, dem Chefarzt der Garde, unterstand, mußten so viele Amputationen vornehmen und so viele Verbände anlegen, daß sie ohnmächtig wurden. Auf einem anderen Verbandplatz mußte einer ihrer Kollegen, der völlig erschöpft war, sich von zwei Soldaten stützen lassen, um seine Pflicht weiter erfüllen zu können.

Während einer Schlacht bezeichnet gewöhnlich eine schwarze Fahne, die auf einem erhöhten Punkt aufgepflanzt ist, die Verbandplätze oder Feldlazarette der kämpfenden Regimenter, und aufgrund gegenseitiger stillschweigender Übereinkunft wird auf diese Stellen nicht geschossen. Nichtsdestoweniger schlagen auch dort zuweilen Bomben ein, und dann bleiben auch die Verwaltungsbeamten und Wärter nicht verschont und ebensowenig die Wagen, die mit Brot, Wein und Fleisch beladen sind, aus dem Suppe für die Verletzten gekocht werden soll. Diejenigen verwundeten Soldaten, die noch gehen können, begeben sich selber zu diesen Verbandplätzen. Die anderen, welche infolge Blutverlustes oder mangelnder Pflege erschöpft sind, werden mittels Sänften oder Tragbahren dorthin gebracht.

Bei einem so weiten und zugleich so unebenen Gelände von mehr als zwanzig Kilometer Ausdehnung und angesichts der vielen Wechselfälle, welche bei einer so großen Schlacht ent-

stehen, können Soldaten, Offiziere und Generale den Ausgang aller Kämpfe, die sich angespannen haben, nur unvollkommen übersehen. Während der Schlacht selbst ist es für sie kaum möglich, das, was neben ihnen geschieht, mit Sicherheit zu erkennen und zu werten. Bei der österreichischen Armee wurde diese generelle Unkenntnis noch erhöht durch die allgemeine Verwirrung und das Fehlen genauer und ausführlicher Befehle der hohen Kommandostellen.

Die Höhen, welche sich von Castiglione bis Volta hinziehen, glänzen jetzt im Licht von Tausenden von Feuern, welche man mit den Trümmern österreichischer Munitionswagen und den Ästen nährt, welche von den Kugeln oder vom Gewitter abgerissen sind. Die Soldaten trocknen an diesen Feuern ihre feuchten Uniformen. Erschöpft schlafen sie auf Steinen oder dem nackten Erdboden ein. Nur die Unermüdlichen legen sich noch nicht nieder. Sie suchen Wasser, um Suppe oder Kaffee zu kochen, denn den Tag über haben sie nicht nur keine Ruhe, sondern auch keine Nahrung gefunden.

Was für herzerreißende Begebenheiten, was für Enttäuschungen aller Art! Ganze Bataillone sind ohne Lebensmittel; viele Kompagnien, denen man befohlen hatte, die Tornister abzulegen, sind von allem entblößt. Auch fehlt es an Wasser, und der Durst ist so groß, daß Offiziere und Soldaten aus kotigen, schlammigen

mit geronnenem Blut vermischten Pfützen trinken müssen.

Husaren, die zwischen zehn und elf Uhr abends zum Biwak zurückkehren und die trotz schwerer Ermüdung ausgeschickt werden, um aus weiter Ferne Holz und Wasser zur Zubereitung des Kaffees zu holen, finden auf ihrem Wege so viele Sterbende, die sie anflehen, ihnen zu trinken zu geben, daß sie fast alle ihre Kessel leeren, um diese Pflicht der Menschlichkeit zu erfüllen. Endlich jedoch können sie Kaffee kochen. Aber kaum ist er fertig, als in der Ferne Schüsse ertönen. Sofort wird Alarm geblasen. Die Husaren besteigen die Pferde und sprengen in der Richtung davon, aus der die Schüsse fielen. Sie haben keine Zeit mehr, ihren Kaffee zu trinken, der im Getümmel verschüttet wird. Bald zeigt sich, daß das, was sie für feindliche Truppen gehalten haben, die zum Gegenangriff schreiten, nichts weiter gewesen ist als eine Schießerei der eigenen Vorposten, bei denen Wachen auf eigene Soldaten, die gleichfalls Wasser und Holz suchen und die man für Österreicher hält, das Feuer eröffnen. Nach diesem Alarm kehren die Reiter erschöpft zurück und werfen sich beim Biwak nieder, um den Rest der Nacht über zu schlafen, ohne irgendwelche Nahrung zu sich genommen zu haben. Auch bei ihrer Rückkehr treffen sie auf zahlreiche Verwundete, die alle um Wasser bitten. Ein Tiroler, der unweit ihres Biwaks liegt, fleht sie in er-

schütternden Worten unaufhörlich um Wasser an. Man kann ihm nichts geben, denn es gibt keines mehr. Am nächsten Morgen findet man ihn tot mit schaumbedeckten Lippen und den Mund voll Erde. Sein aufgeschwollenes Gesicht ist grün und schwarz. Bis zum Morgen hat er sich in furchtbaren Zuckungen gewunden, und die Nägel seiner krampfhaft geschlossenen Hände haben sich ins Fleisch gebohrt.

In der Stille der Nacht hört man Stöhnen, erstickte Angst- und Schmerzensschreie, herzzerreißende Hilferufe. – Wer könnte jemals die Todeskämpfe dieser schrecklichen Nacht beschreiben!

Die Sonne des 25. Juni beleuchtet eines der schrecklichsten Schauspiele, das sich erdenken läßt. Das Schlachtfeld ist allerorten bedeckt mit Leichen von Menschen und Pferden. In den Straßen, Gräben, Bächen, Gebüsch und Wiesen, überall liegen Tote, und die Umgebung von Solferino ist im wahren Sinne des Wortes mit Leichen übersät. Die Felder sind verwüstet, Getreide und Mais sind niedergetreten, die Hecken zerstört, die Zäune niedergerissen, weithin trifft man überall auf Blutlachen. Die Dörfer sind verlassen. Überall zeigen sich Spuren von Verwüstungen, die durch Gewehrschüsse, Stückkugeln, Granaten und Haubitzzgeschosse angerichtet sind. Das Gefüge der Mauern ist zerbrochen und durchlöchert von Kugeln, die große Brechen gerissen haben. Die Häuser sind zerstört,

rissig und zerfallen. Die Einwohner haben sich nahezu zwanzig Stunden im Keller verborgen, ohne Licht und ohne Lebensmittel. Jetzt kommen sie hervor. Ihr verstörtes Aussehen zeugt von dem langen Schrecken, den sie ausgestanden haben.

Bei Solferino, vor allem auf dem Friedhof des Dorfes, liegen haufenweise Gewehre, Tornister, Patronentaschen, Gamaschen, Tschakos, Helme, Käppis, Koppel und daneben zerfetzte, blutbespritzte Kleidungsstücke und zerbrochene Waffen.

Die unglücklichen Verwundeten, die man tagsüber aufsammelt, sind bleich, fahl und verstört. Einige, und insbesondere diejenigen, die stark verstümmelt sind, sehen stier vor sich hin und scheinen nicht zu begreifen, was man zu ihnen sagt. Sie blicken ihre Retter mit leeren Augen an, aber diese scheinbare Gefühllosigkeit hindert sie nicht, die Schmerzen ihrer Wunden zu empfinden. Andere sind unruhig, ihre Nerven sind völlig erschüttert. Sie zucken krampfhaft zusammen. Die, deren offene Wunden sich bereits entzündet haben, sind wie von Sinnen vor Schmerzen. Sie verlangen, daß man sie umbringt, sie winden sich mit verzerrten Gesichtern in den letzten Zügen des Todeskampfes.

An anderen Stellen liegen Unglückliche, die von Kugeln oder Granatsplintern getroffen und zu Boden gestreckt sind, denen aber darüber hinaus noch durch die Räder der Geschütze, die

über sie hinwegfuhren, Arme und Beine zermalmt wurden. Der Anprall der zylindrischen Kugeln zerschmettert die Knochen vollständig, so daß eine so entstandene Verwundung immer sehr schwer ist. Aber auch die Granatsplitter und die konischen Kugeln verursachen sehr schmerzhafteste Knochenbrüche und oft furchtbare innere Verletzungen. Splitter aller Art, Knochenstücke, Fetzen von Kleidern, Schuhen, Ausrüstungsstücken, Erde, Bleiteilchen, alles reizt die Wunden der Leidenden, macht die Heilung komplizierter und verdoppelt noch die Qualen.

Wer diesen weiten Schauplatz der Kämpfe vom vorigen Tage durchwandert, trifft bei jedem Schritt und inmitten einer Verwirrung ohnegleichen unaussprechliche Verzweiflung und entsetzliches Elend.

Einige Regimenter hatten vor dem Sturm die Tornister abgelegt. Bei verschiedenen Bataillonen ist der Inhalt verschwunden. Lombardische Bauern und algerische Schützen haben sich all dessen bemächtigt, was ihnen in die Hände fiel. So hatten die Jäger und Schützen der Garde ihre Tornister in der Nähe von Castiglione niedergelegt, um leichter zur Unterstützung der Division Foray gegen Solferino vorstürmen zu können. Immer im Angriff, hatten sie bis zum Abend gekämpft. Dann biwakierten sie in der Umgebung von Cavriana. Am nächsten Morgen in aller Frühe eilen sie zu ihren Tornistern. Aber

diese Tornister sind leer, während der Nacht hat man alles gestohlen. Dieser Verlust ist sehr schwer für die armen Soldaten. Ihre Wäsche und ihre Uniformen sind beschmutzt, abgenutzt und zerrissen. Und jetzt sehen sie sich ihrer militärischen Habe, vielleicht auch ihrer bescheidenen Ersparnisse, die ihr ganzes Vermögen bilden, und mancher teuren Gegenstände beraubt, die sie an Familie und Heimat erinnern und vielleicht ein Geschenk sind von der Mutter, der Schwester oder der Braut.

An vielen Orten findet man Tote, die von Räubern entkleidet sind, welche auch arme Verwundete, die noch leben, nicht verschonen. Die lombardischen Bauern haben es besonders auf Schuhe und Stiefel abgesehen, die sie brutal von den geschwollenen Füßen der Leichen reißen.

Neben solchen beklagenswerten Szenen stehen aber auch ergreifende Episoden. So irrt der alte General Le Breton auf der Suche nach seinem Schwiegersohn, dem verwundeten General Douay, auf dem Schlachtfeld umher. Seine Tochter, die Gattin des Generals Douay, hat er mitten im Gewirr des Lagerlebens und in angespanntester Unruhe einige Meilen entfernt zurückgelassen. An anderer Stelle liegt der Oberstleutnant de Neuchèze. Als dieser Offizier gesehen hatte, daß sein Regimentschef, Oberst Vauvert de Genlis, schwer verwundet vom Pferde sank, war er vorgesprungen, um den Befehl zu übernehmen, und im gleichen Augenblick

wurde er ins Herz getroffen. Nicht weit davon liegt Oberst de Genlis selber in heftigem Wundfieber; man ist dabei, ihm die erste Pflege angedeihen zu lassen. Der Offizier neben ihm ist Leutnant de Selve de Sarran von der Feldartillerie, der erst vor einem Monat die Kriegsschule von Saint-Cyr verlassen hat und dem man den rechten Arm amputieren wird. Dort liegt auch ein armer Feldwebel des Jägerregiments von Vincennes, dem beide Beine durchschossen sind. Ich sah ihn später in einem Hospital in Brescia wieder. Dann begegnete ich ihm noch einmal in einem Eisenbahnwagen auf der Fahrt von Mailand nach Turin. Er starb an seinen Wunden, als er über den Mont-Cenis fuhr. Leutnant de Guiseul, den man tot glaubte, wird an derselben Stelle, an der er, die Fahne im Arm, zusammenbrach, bewußtlos, doch lebend aufgefunden. Nahe dabei und inmitten eines Haufens österreichischer Dragoner und Jäger, Turkos und Zuaven liegt in seiner eleganten orientalischen Uniform der Leichnam eines mohammedanischen Offiziers. Es ist Leutnant Larbi ben Lagdar. Sein sonnenverbranntes Gesicht ruht auf der zerrissenen Brust eines illyrischen Hauptmanns, dessen Waffenrock von blendender Weiße ist. Blutgeruch steigt von diesem Haufen menschlicher Überreste auf. Oberst de Maleville, der bei La Casa Nova so ruhmvoll verletzt wurde, haucht hier den letzten Seufzer aus. Man begräbt den Major de Pongibaud, der

während der Nacht gestorben ist, und an anderer Stelle findet man den Leichnam des jungen Grafen de Saint-Paër, der vor kaum einer Woche zum Bataillonskommandeur befördert wurde. Dort endet auch die militärische Laufbahn des tapferen Leutnants Fournier von den Gardeschützen, der am Tage vorher im Alter von zwanzig Jahren schwer verwundet wurde. Zehn Jahre alt, war er als Freiwilliger in die Armee eingetreten, mit elf Jahren wurde er Korporal, mit sechzehn Leutnant. Er hatte bereits zwei afrikanische Feldzüge und den Krimkrieg mitgemacht, und bei der Belagerung von Sebastopol war er verwundet worden¹. Bei Solferino erlischt auch eine der ruhmvollen Familien des ersten Kaiserreiches in der Person des Oberstleutnants Junot, Herzogs von Abrantès, des Generalstabschefs des tapferen ehemaligen Kommandanten von Konstantinopel, General de Faily.

Immer fühlbarer wird der Wassermangel. Die Gräben sind vertrocknet. Die Soldaten finden

¹ Leutnant Jean François Fournier wurde am 6. Februar 1839 in Metz geboren. Er trat am 4. Juni 1849 als Freiwilliger bei der Fremdenlegion ein und kam daraufhin nach Algier. Am 6. April 1850 wurde er Korporal, am 1. April 1851 Sergeant, am 11. Juli 1852 Fourier und 1854 Feldwebel. In den Jahren 1855 und 1856 machte er den Krimkrieg als Oberfeldwebel mit, und am 20. November 1855 wurde er Leutnant beim 42. Linienregiment. Von dort kam er am 13. Oktober 1856 mit dem gleichen Grade zum zweiten Schützenregiment der Kaiserlichen Garde. Am 24. Juni 1859 wurde er tödlich verwundet; er starb am 25. Juni.

meist nur ungesundes und sumpfiges Wasser, um den Durst zu stillen. An fast allen Stellen, an denen sich eine Quelle findet, wird sie von Schildwachen mit geladenem Gewehr bewacht, da das Wasser den Verwundeten vorbehalten bleiben soll. In einem verpesteten Sumpf bei Cavriana werden im Verlauf von zwei Tagen zwanzigtausend Artillerie- und Kavalleriepferde getränkt. Tiere, die verwundet sind, ihren Reiter verloren haben und die ganze Nacht umherirren, finden sich zu den Gruppen ihrer Genossen, als wollten sie um Hilfe bitten. Man gibt ihnen den Gnadenschuß. Ein edler Renner, der besonders prächtiges Sattelzeug hat, gerät mitten in eine französische Abteilung. Der Mantelsack, welcher noch fest auf den Sattel geschnallt ist, enthält Briefe und Gegenstände, die erkennen lassen, daß er dem tapferen Fürsten von Isenburg gehört. Man sucht unter den Toten und findet den österreichischen Fürsten verwundet und infolge Blutverlust völlig erschöpft. Aber dank der äußerst sorgfältigen Pflege, welche die französischen Ärzte ihm angedeihen lassen, kann er später zu seiner Familie zurückkehren, die, da sie ohne Nachricht blieb und ihn für tot gehalten hatte, schon seit mehreren Wochen Trauerkleidung trug.

Unter den toten Soldaten haben einige im Antlitz den Ausdruck stiller Ruhe. Das sind diejenigen, welche, als sie getroffen wurden, auf der Stelle tot waren. Aber eine große Zahl zeigt

Spuren des Todeskampfes. Die Glieder sind starr ausgestreckt, der Körper ist mit bleifarbenen Leichenflecken bedeckt, die Hände sind in den Boden gebohrt, die Augen starren weit offen, der Schnurrbart ist stachlig gesträubt, ein unheimliches krampfhaftes Lächeln verzieht den Mund und läßt die zusammengepreßten Zähne sehen.

Drei Tage und drei Nächte hat man gebraucht, um die Leichen des Schlachtfeldes zu beerdigen¹. Aber auf diesem weiten Gelände waren viele Körper in Gräben verborgen, in Ackerfurchen, hinter Gebüsch oder in Erdlöchern. Sie wurden erst viel später gefunden. Und zusammen mit den gefallenen Pferden verbreiteten sie einen üblen Gestank.

Um die Toten zu beerdigen und ihre Namen festzustellen, werden bei der französischen Armee eine Anzahl Leute in jeder Kompagnie ausgeschieden. Im allgemeinen ist es so, daß die Mannschaften eines jeden Korps ihre eigenen Waffengefährten betreuen. Sie stellen nach der Auffindung die Erkennungsnummer des Getöteten fest und legen dann mit Hilfe dafür bezahlter lombardischer Bauern den Leichnam in voller Uniform in ein Massengrab. Leider muß

¹ Man hat hie und da auf dem Schlachtfeld noch drei Wochen nach dem 24. Juni 1859 tote Soldaten beider Armeen gefunden. – Sehr zu Unrecht hat man behauptet, daß der 25. Juni genügt habe, um die verwundeten Franzosen und Österreicher aufzufinden und fortzutragen. Diese Behauptung ist völlig falsch.

man annehmen, daß einige Bauern aus Achtlosigkeit oder grober Nachlässigkeit mehr als einen Lebenden zusammen mit den Toten beerdigt haben. Orden, Geld, Uhren, Briefe und Papiere, welche man bei den Offizieren findet, sollen später den Familien zugesandt werden, aber die Zahl der Leichname, die begraben werden müssen, ist zu groß, als daß man diese Aufgabe getreulich erfüllen könnte.

Ein Sohn, Liebling seiner Eltern, den eine zärtliche Mutter, immer in Sorge über das geringste Unwohlsein, Jahre hindurch aufgezogen und gepflegt hat; ein vorzüglicher Offizier, den seine Familie vergöttert und der Frau und Kinder zurückläßt; junge Soldaten, die bei Beginn des Feldzugs von der Braut und fast immer von der Mutter, der Schwester oder einem alten Vater Abschied nahmen – sie alle liegen nun da im Kot, im Staub, blutgebadet; das männlich schöne Antlitz ist unkenntlich, Säbel oder Kartätschenkugeln haben es nicht geschont; sie leiden, sie sterben, und ihre Leiber, einst der Gegenstand so vieler Pflege, werden nun, von Pulver geschwärzt, aufgequollen, zerstückelt, so wie sie sind, in eine eilig gegrabene Grube geworfen, nur mit ein paar Schaufeln Kalk und Erde bedeckt, und die Raubvögel werden sich auf Füße und Hände stürzen, die aus dem aufgeweichten Boden hervorschauen und aus der Böschung, welche als Grab dient. Gewiß, eines Tages wird man wiederkommen, Erde aufschüt-

ten, vielleicht ein hölzernes Kreuz über der Ruhestätte aufrichten, aber das wird alles sein!

Die Leichen der Österreicher finden sich zu Tausenden auf den Höhen, den steilen Hängen und den Hügelkuppen; sie liegen zerstreut zwischen den Baumgruppen, den Gehölzen, den Feldern, Gärten und Wiesen von Medole, mit ihren zerrissenen leinenen Wämsern, ihren grauen, kotbeschmutzten Mänteln und den weißen, von Blut geröteten Waffenröcken. Fliegen sitzen in Schwärmen auf ihnen, Raubvögel kreisen über den grünen Leichnamen in Erwartung einer fetten Mahlzeit. Zu Hunderten wirft man sie in große Massengräber.

Wie viele junge Ungarn, Böhmen oder Rumänen, die erst vor wenigen Wochen unter die Fahnen gerufen wurden, haben sich vor Müdigkeit oder Entkräftung niedergeworfen, sobald sie erst außer Schußweite waren, und fanden dann die Kraft nicht wieder, sich zu erheben; wie viele andere, die nur leicht verwundet sind, werden durch den Blutverlust so geschwächt, daß auch sie elendiglich an Erschöpfung und Hunger zugrunde gehen!

Einige der gefangenen Österreicher zittern vor Schrecken, denn man hatte es für richtig gehalten, ihnen die Franzosen, insbesondere die Zuaven, als erbarmungslose Teufel darzustellen. Das ging so weit, daß österreichische Gefangene, als sie in Brescia ankamen und dort die Bäume einer städtischen Promenade sahen,

ernsthaft fragten, ob man sie dort an den Ästen aufhängen werde. Verschiedentlich vergalten sie die Gutherzigkeit französischer Soldaten in ihrer Unwissenheit und Verblendung mit unsinnigen Taten: So findet am Sonnabendmorgen ein Jäger einen Österreicher in bedauernswertem Zustand auf dem Schlachtfeld liegen; er beugt sich über ihn, von Mitleid ergriffen, und bietet ihm aus seiner gefüllten Flasche Wasser zu trinken an. Der Österreicher jedoch, der an eine solche Gutmütigkeit nicht glauben kann, ergreift das Gewehr, das neben ihm liegt, nimmt alle Kraft, die ihm noch bleibt, zusammen, schlägt mit dem Kolben auf den barmherzigen Jäger ein und verletzt ihn an der Ferse und den Beinen. Ein Gardegrenadier will einen völlig verstümmelten österreichischen Soldaten bergen, aber dieser packt eine neben ihm liegende geladene Pistole und feuert sie aus nächster Nähe auf den französischen Soldaten ab, der ihm Hilfe bringen wollte¹.

«Sie dürfen nicht erstaunt sein über die Hartherzigkeit und Roheit einiger unserer Truppen-

¹ Bei Marignano wurde am 8. Juni 1859 ein sardinischer Wachtposten von einer österreichischen Abteilung überrascht; sie stachen ihm die Augen aus, um, wie sie sagten, ihm beizubringen, das nächstemal besser aufzupassen. Einem Bersagliere, der von seiner Kompanie abgekommen und Österreichern in die Hand gefallen war, schnitten diese die Finger ab. Dann ließen sie ihn laufen und riefen ihm auf italienisch zu: «Jetzt laß dir eine Pension geben!» – Wir wollen hoffen, daß diese verbürgten Tatsachen die einzigen ihrer Art waren, die im italienischen Krieg vorgekommen sind.

teile», sagte mir ein gefangener österreichischer Offizier, «wir haben in unserer Armee Wilde, die aus den entferntesten Provinzen des Kaiserreiches stammen, es sind, mit einem Wort, wahre Barbaren.»

Auch einige französische Soldaten wollten sich übrigens an Gefangenen vergreifen. Sie hielten sie für Kroaten und behaupteten in höchster Entrüstung, daß diese «Enghosen» – so nannten sie sie – alle Verwundeten umzubringen pflegten. Es handelte sich jedoch um Ungarn, die eine ähnliche Uniform tragen wie die Kroaten und keineswegs so grausam sind. Glücklicherweise kam ich rechtzeitig hinzu; ich konnte den französischen Soldaten den Unterschied klarmachen und die vor Angst zitternden Ungarn ihren Händen entreißen. Sonst aber behandelten die Franzosen mit wenigen Ausnahmen die Gefangenen mitfühlend und wohlwollend. So war den österreichischen Offizieren dank einer höflichen Geste der Armeeführer gestattet, Säbel oder Degen zu behalten. Sie erhielten die gleiche Verpflegung wie die französischen Offiziere, und diejenigen, welche verwundet waren, wurden von den gleichen Ärzten behandelt wie ihre französischen Kameraden: man ging sogar so weit, einem von ihnen zu erlauben, umzukehren, um sein Gepäck zu holen. Viele französische Soldaten teilten brüderlich ihre Lebensmittel mit den Gefangenen, die vor Hunger fast umkamen. Andere schleppten auf

ihrem Rücken Verwundete der feindlichen Armee zu den Verbandstätten und leisteten ihnen dort mit bemerkenswerter Hingabe und aufrichtigem Mitleid alle mögliche Hilfe. Auch französische Offiziere nahmen sich österreichischer Soldaten an, einer verband mit seinem Taschentuch die tiefe Kopfwunde eines Tirolers, der nur ein altes, zerrissenes und durch und durch vollgeblutetes Hemd besaß, um sein Blut zu stillen.

Gewiß kann man eine Menge einzelner Handlungen und Tatsachen aufzählen, welche Zeugnis ablegen von der vorzüglichen Tüchtigkeit der französischen Armee, dem Heldenmut ihrer Offiziere und Soldaten, aber man sollte ebenso die Menschlichkeit des gemeinen Mannes, seine Güte und sein Mitgefühl gegenüber dem besiegten oder gefangenen Feind erwähnen, denn das sind Eigenschaften, die sicherlich ebenso wertvoll sind wie Unerschrockenheit und Tapferkeit¹. Es ist eine bekannte Tatsache,

¹ Die französischen Soldaten haben größte Achtung vor dem Eigentum der Landesbewohner gezeigt. Man kann den Geist ihrer Mannszucht, ihrer Höflichkeit, ihrer Nüchternheit und ihr gutes Verhalten während des italienischen Krieges nicht hoch genug rühmen.

Erlasse des Marschalls Regnaud de Saint-Jean d'Angely oder des Generals Trochu, die hierauf hinzielen, sollten aus vielerlei Gründen immer von neuem angeführt werden; sie verdienen, daß man sie denen, die sie an ihre Soldaten gerichtet haben, als Ruhmestitel anrechnet.

daß wahrhaft hervorragende Militärs milde und höflich sind, wie alle wahrhaft überlegenen Leute. So ist der französische Offizier durchschnittlich nicht nur liebenswürdig, sondern auch ritterlich und großmütig. Noch heutigen-tags verdient er das Lob, das ihm einst der General von Salm zollte. Dieser sagte, als er in der Schlacht von Neerwinden gefangengenommen und sodann vom Marschall von Luxemburg mit der äußersten Artigkeit behandelt wurde, zum

«... In dem Feldzug, der jetzt beginnt», heißt es in einem Erlaß vom 4. Mai 1859 des Generals Trochu, der von Alessandria datiert ist und der allen Kompagnien seiner Division vorgelesen wurde. «werden wir mit Eifer und Ausdauer den härtesten Anforderungen trotzen, denen wir bereits jetzt ausgesetzt sind. Wir werden Mannszucht halten und uns streng allen Vorschriften unterwerfen. Ihr werdet mich bei ihrer Durchführung unbeugsam finden. Am Tage der Schlacht werden wir nicht dulden, daß es Tapfere gibt, die noch tapferer sind als wir, aber wir dürfen niemals vergessen, daß die Bewohner dieses Landes unsere Verbündeten sind. Wir werden ihre Gebräuche, ihr Eigentum und ihre Person achten. Wir werden den Krieg menschlich und als zivilisierte Nation führen. Dann werden unsere Anstrengungen ehrenhaft sein. Gott wird sie segnen, und für mich, der ich euch befehlige, wird es immer der schönste Titel meiner Karriere bleiben, Kommandeur der zweiten Division gewesen zu sein.»

Am 18. Mai 1859 wandte sich Marschall Regnaud de Saint-Jean d'Angely mit folgenden Worten an die Kaiserliche Garde: «Soldaten der Garde! Ihr werdet der Armee ein Beispiel geben der Unerschrockenheit in der Gefahr, der Ordnung und Mannszucht auf dem Marsche, der Ruhe und Mäßigung in dem Lande, das ihr durchziehen werdet. Die Erinnerung an eure Familien wird euch Wohlwollen gegen die Bewohner und Achtung vor dem Eigentum einflößen. Der Sieg, dessen seid versichert, ist euch gewiß...»



Castiglione delle Stiviere (Chiesa Maggiore)



*«Ich versuche, so gut wie möglich, die Hilfeleistungen . . . zu organisieren . . . und ich nehme mich besonders einer der Kirchen von Castiglione an, die auf einer Anhöhe liegt – zur Linken, wenn man von Brescia kommt – und die, wenn ich mich nicht täusche, Chiesa Maggiore heißt. Ungefähr fünfhundert Soldaten hat man hier in drückender Enge untergebracht. Und mindestens noch weitere hundert liegen vor der Kirche auf Stroh unter Tüchern . . .»
(Seite 78)*

Chevalier du Rozel: «Was seid ihr für eine Nation! Ihr schlagt euch wie die Löwen und behandelt eure Feinde, sobald ihr sie besiegt habt, wie eure besten Freunde!»

Die Feldintendantur ist unermüdlich bemüht, Verwundete zu bergen; teils verbunden, teils noch ohne Pflege, werden sie auf Mauleseln, die Bahren oder Körbe tragen, nach den Verbandplätzen gebracht. Von dort verteilt man sie auf Dörfer oder Flecken, welche dem Ort, wo sie gefallen sind oder wo sie aufgefunden wurden, am nächsten liegen. In diesen Ortschaften sind überall in Kirchen und Klöstern, in Privathäusern, auf öffentlichen Plätzen, in Höfen, Straßen und Promenaden behelfsmäßig Feldlazarette eingerichtet worden. In Carpenedolo, Castel Goffredo, Medole, Guidizzolo, Volta und in allen umliegenden Ortschaften ist eine beträchtliche Zahl von Verwundeten untergebracht, die meisten aber liegen in Castiglione, wohin sich die minder schwer Verletzten bereits zu Fuß geschleppt haben.

Lange Züge von Bagagewagen bedecken die Straßen, beladen mit Soldaten, Unteroffizieren und Offizieren jeden Grades, Reitern, Fußsoldaten und Kanonieren bunt durcheinander, alle blutend, erschöpft, in zerrissenen Uniformen und mit Staub bedeckt. Maulesel kommen im Trabe an, die Verwundeten, die sie tragen,

schreien infolge der Schmerzen, welche diese Gangart ihnen verursacht. Da ist einer, dem das Bein zerschmettert wurde, es scheint nahezu vom Körper losgetrennt zu sein; jede leichte Erschütterung des Wagens, auf dem er liegt, verursacht ihm neue Schmerzen. Einem anderen ist der Arm gebrochen, er versucht ihn mit der gesunden Hand zu halten und zu schützen. Einem Korporal hat der Stock einer Brandrakete den linken Arm durchbohrt. Er zieht ihn selber heraus, benutzt ihn dann als Stütze, um sich mit seiner Hilfe nach Castiglione zu schleppen. Viele der Verwundeten sterben auf dem Transport, ihre Leichen werden an den Wegrand gelegt; später wird man sie begraben.

Von Castiglione sollten die Verwundeten nach den Spitälern von Brescia, Cremona, Bergamo und Mailand gebracht werden, um endlich regelmäßige Pflege zu genießen; dort sollten auch die notwendigen Amputationen vorgenommen werden. Aber die Österreicher hatten bei ihrem Durchzug fast alle Fuhrwerke des Landes gewaltsam requiriert und mitgenommen, die Transportmittel der französischen Armee wiederum waren im Verhältnis zu der erschreckenden Anzahl der Verwundeten völlig unzureichend, so mußte man sie denn zwei oder drei Tage auf den Verbandplätzen warten lassen, bevor man sie nach Castiglione bringen konnte, wo die Verstopfung bereits unbeschreiblich

war¹. Die ganze Stadt verwandelte sich in ein großes behelfsmäßiges Hospital für Franzosen sowohl wie für Österreicher. Bereits im Laufe des Freitags wurde hier das Lazarett des großen Hauptquartiers aufgeschlagen. Kästen mit Scharpie sowie Instrumente und Medikamente waren ausgeladen worden. Die Bewohner geben alles hin, was sie an Decken, Leinen, Strohsäcken und Matratzen entbehren können. Das Hospital von Castiglione, die Kirche, das Kloster und die Kaserne San Luigi, die Kapuzinerkirche, die Gendarmeriekaserne ebenso wie die Kirchen Maggiore, San Giuseppe, Santa Rosalia, alle sind überfüllt mit Verwundeten, die eng nebeneinander auf Stroh liegen. Auch die Straßen, Höfe und Plätze werden mit Stroh bedeckt. In aller Eile werden Dächer aus Latten gezimmert und Tücher ausgespannt, um die Verwundeten, die von allen Seiten gleichzeitig eintreffen, gegen die Sonne zu schützen. Auch die Privathäuser füllen sich bald mit Verwundeten. Offiziere und Soldaten werden von den bessergestellten Eigentümern aufgenommen. Man gibt

¹ Castiglione delle Stiviere liegt sechs Meilen südöstlich von Brescia und hat 5300 Einwohner. Am 5. August 1796 errang hier General Bonaparte an der Spitze der Italien-Armee zwei Tage nachdem die Stadt durch den General d'Augereau genommen worden war, einen wichtigen Sieg über den österreichischen Feldmarschall Wurmser. Nicht weit davon, an der Chiese, gewann am 19. April 1706 der Herzog von Vendôme die Schlacht von Calcinato gegen den Marschall von Reventlow, der die Kaiserlichen Truppen in Abwesenheit des Prinzen Eugen kommandierte.

sich alle Mühe, ihnen jede zarte Sorgfalt angedeihen zu lassen, deren man fähig ist. Einige Besitzer laufen aufgeregt durch die Straßen, um einen Arzt für ihre Gäste zu finden. Andere eilen durch die Stadt mit verzweifelter Miene, verlangen inständig, daß man die Leichname aus ihren Häusern fortschaffe, da sie selber nicht wissen, wie sie sich ihrer entledigen sollen. Nach Castiglione werden die Generale de Ladmirault, Dieu und Auger, die Obersten Broutta, Brincourt und andere höhere Offiziere gebracht. Sie werden von dem ausgezeichneten Doktor Bertherand behandelt, der seit Freitag vormittag in San Luigi die Amputationen vornimmt. Zwei andere Stabsärzte, die Doktoren Leuret und Haspel, sowie zwei italienische Ärzte und die Oberärzte Riolacci und Lobstein haben zwei Tage lang Wundbehandlungen vorgenommen und Verbände angelegt. Auch während der Nacht setzen sie diese mühsame Arbeit fort. Der General der Artillerie Auger war zunächst nach der Casa Morino gebracht worden, woselbst sich das Feldlazarett vom Hauptquartier des Korps Mac-Mahon befand, zu dem er gehörte; dann hatte man ihn nach Castiglione transportiert. Diesem ausgezeichneten Offizier war die linke Schulter durch eine Kugel zerschmettert, welche vierundzwanzig Stunden lang in den Muskeln der Achselhöhle belassen wurde. Am 29. Juni stirbt er an den Folgen einer Operation, bei der man ihm den Arm aus dem Achselge-

lenk löste, was nötig war, um die Kugel aus-
schneiden zu können; die Wunde war bereits
brandig geworden.

Während des Sonnabends treffen so zahl-
reiche Verwundetenzüge ein, daß die Verwal-
tung, die Einwohner und die Truppenteile, die
man in Castiglione zurückgelassen hat, auf
keine Weise mehr fähig sind, diesem Elend ent-
gegenzutreten. Und so beginnen jetzt Szenen,
anders zwar als am vorigen Tage, doch genauso
beklagenswert. Jetzt gibt es genug Wasser und
Lebensmittel, und dennoch sterben die Verwun-
deten vor Hunger und Durst. Jetzt gibt es genug
Scharpie, aber es fehlt an Händen, um sie auf
die Wunden zu legen. Die meisten Militärärzte
mußten der Truppe folgen und sich nach Cav-
riana begeben. Es fehlt an Wärtern; in diesem
entscheidenden Augenblick kann man nicht ge-
nügend Hilfskräfte aufreiben. So gut es geht,
wird ein freiwilliger Hilfsdienst eingerichtet,
aber das ist sehr schwer inmitten eines solchen
Entsetzens, das geradezu panisch wird und alle
Einwohner von Castiglione ergreift. Die Erre-
gung wird immer größer, packt auch die armen
Verwundeten und verschlimmert ihren Zustand.

Diese Panik wurde durch einen an sich ganz
geringfügigen Umstand herbeigeführt. In dem
Maße nämlich, wie die französischen Armeekorps
sich neu bildeten und Stellung bezogen,
wurden am Tage nach der Schlacht Gefange-
nentransporte zusammengestellt und über Ca-

stiglione und Montechiaro nach Brescia geleitet. Einer dieser Gefangenentransporte näherte sich am Nachmittag, von Husaren begleitet, auf dem Wege von Cavriana der Stadt Castiglione. Als die Einwohner ihn von ferne sahen, glaubten sie törichterweise, daß die österreichische Armee zurückkehre. Trotz der Abgeschmacktheit und Unwahrscheinlichkeit dieser Nachricht, die von Bauern, Bagagefahrern und kleinen Krämern, die gewohntermaßen den Truppen im Felde folgen, verbreitet wurde, schenkten die Einwohner der Stadt dem lächerlichen Gerücht Glauben, als sie sahen, wie diese Leute, vor Entsetzen keuchend, in die Stadt stürzten. Sogleich werden alle Häuser geschlossen, die Einwohner verrammeln, so gut es geht, Fenster und Türen, verbrennen die Trikoloren, welche die Fassaden schmücken, verbergen sich in den Kellern oder auf den Dachböden. Einige retten sich mit Frau und Kindern in die Felder, wobei sie alles mitnehmen, was ihnen kostbar ist. Andere, die weniger furchtsam sind, bleiben zu Haus, aber sammeln die erstbesten österreichischen Verwundeten, die ihnen auf Straßen und Plätzen in die Hände fallen, bringen sie in ihr Haus und überschütten sie mit zarter Rücksicht und Liebesbeweisen. Auf allen Chausseen und Feldwegen, die verstopft sind mit Wagen voller Verwundeter, die nach Brescia fahren, und mit Lebensmitteltransporten für die Armee, die ihnen entgegenkommen, versucht man in aller Eile die

Fuhrwerke umzulenken. Pferde werden wild und galoppieren nach allen Seiten fort; Schreckens- und Wutschreie ertönen, ganze Reihen von Bagagewagen werden umgerissen, ganze Ladungen von Zwieback in die Straßengräben geschleudert. Entsetzen bemächtigt sich der Bauern, die man zu Fuhrleuten gepreßt hat. Sie spannen die Pferde aus und galoppieren mit hängenden Zügeln auf der Straße nach Montechiaro und Brescia davon. Überall, wo sie durchkommen, verbreiten sie Schreckensnachrichten und verursachen so ein unbeschreibliches Durcheinander. Lebensmittel- und Brotwagen, welche die Stadtbehörde von Brescia regelmäßig dem verbündeten Heer nachsendet, fahren ineinander, über Verwundete hinweg, die vergebens flehen, daß man sie aufnimmt. In ihrer Verzweiflung reißen diese die Verbände herunter. Sie verlassen schwankend die Kirchen und schleppen sich auf den Straßen fort, ohne zu wissen, wie weit sie noch gehen können.

Was für Todeskämpfe, was für leidvolle Szenen spielen sich in diesen Tagen des 25., 26. und 27. Juni ab! Die Wunden sind durch Hitze und Staub, durch Mangel an Wasser und Pflege entzündet, und so werden die Schmerzen immer stärker. Erstickende Dünste verpesten die Luft, trotz der lobenswerten Anstrengungen der Intendantur, alle in Lazarette verwandelten Räumlichkeiten sauber zu halten. Immer fühlbarer wird der Mangel an Hilfskräften, an

Krankenwärtern und Dienstpersonal, denn die Transporte, die nach Castiglione abgehen, bringen von Viertelstunde zu Viertelstunde neue Züge von Verwundeten. So wirksam auch ein Oberarzt und zwei oder drei Männer sich bemühen, regelmäßige Transporte mit Ochsenwagen nach Brescia durchzuführen, so groß auch der spontane Eifer jener Einwohner von Brescia ist, welche mit Wagen herbeikommen, um Kranke und Verwundete zu holen, und denen man in erster Linie die Offiziere anvertraut, so sind doch die eintreffenden Wagen zahlreicher als die abfahrenden, und die Überfüllung wird immer schlimmer.

Auf den steinernen Fliesen der Spitäler und Kirchen von Castiglione liegen Seite an Seite Kranke aller Nationen: Franzosen und Araber, Deutsche und Slawen. Man legt sie einstweilen dort nieder, wo Platz ist, und sie haben nicht mehr die Kraft, sich zu bewegen, und können sich auf dem engen Raum nicht rühren. Flüche, Lästerungen und Schmerzensschreie, die wiederzugeben die Sprache nicht fähig ist, hallen von den Gewölben der geweihten Räume wider. «Ach, Monsieur, wie leide ich», sagte einer dieser Unglücklichen zu mir, «man läßt uns im Stich, man läßt uns elend sterben, und doch haben wir uns tapfer geschlagen!» Sie haben schwere Mühen ausgestanden, sie haben Nächte ohne Schlaf verbracht, dennoch können sie keine Ruhe finden. Verzweifelt flehen sie

Comité International des Belligérés aux Blessés.
Commission Spéciale de la Société de faveur des Militaires Blessés
durant les guerres.

Séance de la Commission du 17 Février 1863.

Présents: M. M. le Général Bugeau, le Lecteur
Shécere Maunoir, Gustave Meynier, Président
de la Société d'utilité publique, le Lecteur Louis
Oppia, et J. Henry Dunant.

Monsieur Meynier supplique que
la Société Genevoise d'utilité publique, lors
de sa séance du 9 février 1863, ayant émis
et prise en sérieuse considération l'avis
émis dans les conclusions du livre intitulé
«Un Souvenir de Solferino», savoir la créa-
tion en temps de paix de sociétés de secours
pour les blessés militaires, et l'adjonction
aux armées belligérantes d'un corps d'in-
firmiers volontaires, & ayant nommé
Meynier, Bugeau, Maunoir, Meynier,
Oppia & Dunant comme membres d'une
Commission destinée à préparer un
Mémoire sur ces sujets pour être présenté
au prochain Congrès de bienfaisance, qui
doit avoir lieu à Berlin en Septembre 1863

Zwei Seiten aus dem Sitzungsprotokoll des «Komitees der Fünf» in
der Handschrift Henry Dunants.

Enfin, M^r Dunant insiste tout spécialement sur le vœu émis, par lui, dans son volume "Un Souvenir de Solferino": savoir l'adoption par les Puissances civilisées d'un principe international et sacré qui serait garanti et consacré par un espèce de concordat passé entre les gouvernements: cela servirait à sauvegarder toute personne officielle ou non-officielle se consacrant aux victimes de la guerre.

Le Comité prie M^r Dunant de rédiger le Mémoire; et celui-ci demande à plusieurs des Membres de la Commission de vouloir bien lui fournir des notes écrites.

Le Comité, sous la présidence de Monsieur le général Dufour, désigne Monsieur Gustave Moynier comme vice-président et M^r Henry Dunant, comme secrétaire.

La séance est levée.

Approuvé le présent procès-verbal
Le Secrétaire,
H. Henry Dunant.

Tiefbewegt durch die Lektüre des «Un Souvenir de Solferino», beschloß die Genfer Gemeinnützige Gesellschaft, Dunants Ideen in die Tat umzusetzen. Sie schuf eine fünfköpfige Kommission, die sich den Namen «Comité International de Secours aux Blessés» gab. General Dufour übernahm das Präsidium, während Dunant als Sekretär amtierte.

nach einem Arzt, sie werfen sich in Zuckungen hin und her, bis schließlich der Starrkrampf eintritt oder der Tod sie erlöst. Da sind Soldaten, welche glauben, daß das kalte Wasser, das man auf ihre eiternden Wunden gießt, Würmer erzeuge; aus dieser lächerlichen Furcht heraus wollen sie ihre Verbände nicht mehr anfeuchten lassen. Anderen, die man bereits in den Feldlazaretten verbunden hat, wird der Verband während ihres erzwungenen Aufenthalts in Castiglione nicht mehr erneuert. Mit Rücksicht auf die Stöße während des Transports hat man die Binden sehr scharf angezogen. Da sie nun jetzt weder erneuert noch gelockert werden, ist dies für die Unglücklichen eine wahre Qual. Ihre Gesichter sind schwarz von Fliegen, welche sich auf den Wunden sammeln; ihre Blicke schweifen, verloren forschend, nach allen Seiten, ohne eine Antwort zu erhalten. Da sind einige, bei denen Mantel, Hemd, Fleisch und Blut eine unbeschreibliche, schauervolle Mischung bilden, in die sich Würmer eingefressen haben. Viele erzittern bei dem Gedanken, von diesen Würmern zernagt zu werden. Sie glauben, die Maden kämen aus ihrem eigenen Körper, während sie doch von den Myriaden von Fliegen stammen, von denen die Luft wimmelt. Dort liegt ein völlig entstellter Soldat, dessen Zunge übermäßig lang aus dem zerrissenen und zerschmetterten Kiefer herabhängt. Er macht alle Anstrengungen, sich zu erheben. Ich benetze seine vertrock-

neten Lippen und seine verdorrte Zunge. Dann nehme ich eine Handvoll Scharpie, tauche sie in einen Kübel, den man mir nachträgt, und drücke das Wasser aus diesem Schwamm in die unförmige Öffnung, die die Stelle seines Mundes vertritt. Einem anderen Unglücklichen ist durch einen Säbelhieb ein Teil des Gesichts fortgerissen worden. Nase, Lippen und Kinn sind von dem übrigen Teil des Kopfes getrennt. Unfähig zu sprechen und halbblind, macht er Zeichen mit der Hand. Durch diese erschütternde Gebärde, die von unartikulierten Tönen begleitet ist, lenkt er die Aufmerksamkeit auf sich. Ich gebe ihm zu trinken und lasse auf sein blutendes Antlitz einige Tropfen klares Wasser träufeln. Ein Dritter, dessen Hirnschale weit offen klafft, liegt in den letzten Zügen. Sein Gehirn fließt auf die Steinfliesen der Kirche. Seine Unglücksgefährten versetzen ihm Fußtritte, weil er den Durchgang versperrt. Ich schütze ihn in seinem Todeskampf und bedecke seinen armen Kopf, der sich noch schwach bewegt, mit meinem Taschentuch.

Obgleich jedes Haus zu einer Pflegestätte geworden ist und jede Familie genug zu tun hat, um die Offiziere zu versorgen, die sie aufgenommen hat, gelingt es mir doch, vom Sonntagvormittag an eine Anzahl Frauen aus dem Volke zusammenzubringen, die ihr Möglichstes tun, den Verwundeten behilflich zu sein. Es handelt sich ja jetzt nicht um Amputationen

oder sonstige Operationen. Man muß vielmehr Leuten, die vor Hunger und Durst vergehen, zu essen und vor allem zu trinken geben. Man muß ihre Wunden verbinden, ihre blutigen, verschmutzten und von Ungeziefer bedeckten Körper waschen, und dies alles muß geschehen inmitten von stinkenden und ekelerregenden Ausdünstungen unter dem Klagegeschrei und dem Stöhnen der Verwundeten und in einer erstikend heißen und verdorbenen Luft. Bald hat sich ein kleiner Kreis von Freiwilligen zusammengefunden; die lombardischen Frauen eilen zu denen, die am lautesten schreien, ohne immer die Beklagenswertesten zu sein. Ich versuche, so gut wie möglich, die Hilfeleistungen in denjenigen Stadtvierteln zu organisieren, welche, wie mir scheint, am meisten von allen Hilfskräften entblößt sind, und ich nehme mich besonders einer der Kirchen von Castiglione an, die auf einer Anhöhe liegt – zur Linken, wenn man von Brescia kommt – und die, wenn ich mich nicht täusche, Chiesa Maggiore heißt. Ungefähr fünfhundert Soldaten hat man hier in drückender Enge untergebracht. Und mindestens noch weitere hundert liegen vor der Kirche auf Stroh unter Tüchern, welche man ausgespannt hat, um sie vor der Sonne zu schützen. Die Frauen gehen im Kirchenschiff von einem zum andern mit Krügen und Eimern voll klaren Wassers, um Durst zu löschen und Wunden zu befeuchten. Einige dieser behelfsmäßi-

gen Krankenschwestern sind schöne, anmutige junge Mädchen. Ihre Sanftmut, ihre Güte, ihre tränenvollen, mitleidigen Blicke wie ihre aufmerksame Pflege tragen dazu bei, die Zuversicht und den Mut der Kranken wieder zu heben. Kleine Knaben aus dem Ort gehen zwischen der Kirche und dem nächsten Brunnen mit Eimern, Krügen und Gießkannen hin und her. Nachdem alle Verletzten mit Wasser versorgt sind, wird Kraftbrühe und Suppe ausgeteilt; das Verpflegungsamt muß hiervon außerordentliche Mengen liefern. Riesige Ballen Scharpie werden da und dort niedergelegt, jeder kann davon nehmen, soviel er will, aber es fehlt an Binden, Leinwand und Hemden. Die Hilfsmittel dieser kleinen Stadt, durch die bereits die österreichische Armee marschiert ist, sind so kümmerlich, daß man nicht einmal das Nötigste beschaffen kann, doch gelingt es mir, mit Hilfe der tapferen Frauen, die bereits all ihr altes Leinen herbeigebracht und fortgegeben haben, neue Hemden zu kaufen. Am Montag morgen schicke ich meinen Kutscher nach Brescia, um dort weitere Vorräte zu holen. Einige Stunden später kommt er zurück, und sein Wagen ist beladen mit getrockneter Kamille, Malven, Holunder, mit Orangen, Zitronen, Zucker, Hemden, Schwämmen, Leinenbinden, Stecknadeln, Zigarren und Tabak. So kann man denn endlich die ungeduldig erwartete, erfrischende Limonade bereiten, die Wunden mit Malvenwasser

waschen, lauwarme Umschläge machen und die Verbände wechseln. Währenddessen haben sich neue Hilfskräfte gefunden, die zu uns stoßen: ein alter Seeoffizier und zwei englische Touristen, die alles sehen wollen und daher in die Kirche eindringen und die wir fast mit Gewalt zurückhalten müssen. Im Gegensatz dazu zeigen sich zwei andere Engländer von Anfang an sofort bereit, uns zu helfen; sie verteilen Zigarren an die Österreicher. Zu uns stoßen ferner noch ein italienischer Abbé, drei oder vier Reisende oder Neugierige, ein Pariser Journalist, der später die Leitung der Hilfeleistungen in einer Nachbarkirche übernimmt, und einige Offiziere, deren Abteilung Befehl erhalten hat, in Castiglione zu bleiben. Einer dieser Offiziere ist aber bald darauf von den schrecklichen Eindrücken so ergriffen, daß er sich krank fühlt, und auch unsere anderen freiwilligen Krankenküster ziehen sich einer nach dem anderen zurück. Sie können den Anblick so vielen Leidens nicht lange ertragen, denn sie fühlen sich außerstande, wirkliche Linderung zu bringen. Der Abbé folgt ihrem Beispiel, dann aber kehrt er zurück, um uns mit zarter Aufmerksamkeit aromatische Kräuter und Riechfläschchen unter die Nase zu halten. Ein junger französischer Tourist wird durch den Anblick lebender Wracks so mitgenommen, daß er plötzlich in hemmungsloses Schluchzen ausbricht. Ein Kaufmann aus Neuchâtel widmet sich hinge-

bend zwei Tage lang der Aufgabe, Wunden zu verbinden und für Sterbende Abschiedsbriefe an ihre Familien zu schreiben. Da er sich nicht schonen will, bleibt nichts übrig, als seinen Eifer zwangsweise zu dämpfen; und ebenso geht es mit einem Belgier, dessen mitleidende Erregung einen solchen Grad erreicht, daß man fürchten muß, er könne von einem hitzigen Fieber ergriffen werden. So geschieht es übrigens bei unserer Arbeit auch einem Leutnant, der aus Mailand gekommen war, um wieder zu dem Korps zu stoßen, zu dem er gehört. Einige Soldaten von der Abteilung, die in der Stadt im Quartier liegt, versuchen, ihren Kameraden zu helfen, aber auch sie können nicht ertragen, was sie sehen müssen; ihre mutige Gesinnung hält diesem Anblick nicht stand, da er ihre Einbildungskraft zu lebhaft erregt. Ein Pionierkorporal, der bei Magenta verwundet wurde, erst seit kurzem geheilt ist, nun zu seinem Bataillon zurückkehrt und dem sein Marschbefehl einige Tage Aufenthalt gestattet, begleitet uns und hilft uns tapfer, obgleich er zweimal hintereinander ohnmächtig wird. Der französische Intendant, der jetzt nach Castiglione kommt, gibt endlich die Genehmigung, gesunde Gefangene für den Hospitaldienst zu verwenden. Drei österreichische Ärzte erhalten die Erlaubnis, einem jungen korsischen Oberarzt zu helfen. Dieser ersucht mich zu verschiedenen Malen, ihm ein Zeugnis auszustellen über den Eifer, den er während der

Zeit entwickelt habe, als ich ihn bei der Arbeit sah. Ein österreichischer Militärarzt, der freiwillig auf dem Schlachtfeld zurückgeblieben war, um seine verwundeten Landsleute zu verbinden, widmet sich nun den Verletzten beider Armeen. Aus Dankbarkeit erlaubt ihm der Militärintendant, nach drei Tagen zu seiner Truppe nach Mantua zurückzukehren.

«Lassen Sie mich nicht sterben!» rufen einige dieser Unglücklichen und ergreifen mit außerordentlicher Kraft meine Hand; sobald aber diese letzte Anspannung erschlapft, brechen sie tot zusammen. Ein junger Korporal von etwa zwanzig Jahren mit sanftem, ausdrucksvollem Gesicht – er heißt Claudius Mazuet – ist von einer Kugel in die linke Seite getroffen. Sein Zustand ist hoffnungslos, und er weiß es selber. Ich helfe ihm zu trinken, er dankt mir, und mit Tränen in den Augen fügt er hinzu: «Ach, Monsieur, wenn Sie doch meinem Vater schreiben wollten, er solle meine Mutter trösten!» Ich lasse mir die Adresse seiner Eltern geben, und kurz darauf haucht er sein Leben aus¹. Ein alter Sergeant mit mehreren Streifen am Ärmel sagt mir tieftraurig, aber mit dem Ausdruck fester Überzeugung und schneidender Bitterkeit:

¹ Die Eltern wohnten Rue d'Alger 3 in Lyon. Der junge Mann, der sich als Freiwilliger bei der Armee gemeldet hatte, war ihr einziger Sohn. Sie erhielten keine anderen Nachrichten über ihr Kind als den Brief, den ich ihnen schickte. Er war in den Listen wie viele andere als vermißt angegeben.

«Hätte man mich früher gepflegt, so wäre ich am Leben geblieben. Jetzt aber werde ich heute abend sterben!» Und am Abend ist er tot.

«Ich will nicht sterben, ich will nicht sterben!» schreit wild ein Gardegrenadier, der vor drei Tagen noch gesund und kräftig war, jetzt aber zu Tode getroffen ist. Er weiß wohl, daß seine Stunden unwiderruflich gezählt sind, aber er sträubt sich und kämpft gegen diese düstere Gewißheit. Ich spreche mit ihm, er hört mich an, er besänftigt sich, wird friedlich und getröstet und stirbt schließlich mit der sanften Unschuld eines Kindes. Hinten, im Chor der Kirche, links in der Nische eines Altars, liegt auf dem Stroh ein afrikanischer Jäger. Er klagt nicht und rührt sich kaum. Drei Kugeln haben ihn getroffen; eine in die rechte Seite, eine in die linke Schulter, und die dritte ist im rechten Bein steckengeblieben. Es ist Sonntag abend, und er versichert mir, daß er seit Freitag morgen nichts gegessen hat. Er ist wirklich ekelerregend anzuschauen. Seine Kleider sind zerrissen und mit getrocknetem Kot und geronnenem Blut bedeckt. Sein Hemd hängt in Fetzen herunter. Nachdem ich seine Wunden gewaschen, ihm ein wenig Fleischbrühe eingefloßt und ihn in eine Decke gehüllt habe, führt er meine Hand an die Lippen mit dem Ausdruck unendlichen Dankes. Am Kircheneingang liegt ein Ungar, der unentwegt pausenlos schreit und auf italie-

nisch in herzerreißendem Ton nach einem Arzt verlangt. Seine Hüften sind von einer Kartätschenladung durchschossen, wie durchfurcht von eisernen Haken. Das rote, zuckende Fleisch liegt offen da. Der Rest seines geschwollenen Körpers ist schwarz und grünlich. Er kann weder sitzen noch liegen. Ich tauche Bündel von Scharpie in frisches Wasser und suche ihm damit eine Art Lagerstätte zu bereiten. Aber ich weiß, daß Wundbrand ihn bald hinwegraffen wird. Nicht weit von ihm liegt ein Zuave, der heiße Tränen weint und den man trösten muß wie ein kleines Kind. Die erlittenen Strapazen, Mangel an Nahrung und Ruhe, die krankhafte Aufregung und die Furcht, ohne Hilfe sterben zu müssen, rufen selbst bei unerschrockenen Soldaten eine nervöse Empfindlichkeit hervor, die sich in Stöhnen und Seufzern äußert. Eine Vorstellung beherrscht sie alle, falls sie nicht zu sehr leiden: das ist die Erinnerung an die Mutter und der Gedanke an den schweren Kummer, den sie empfinden wird, wenn sie von dem Schicksal ihres Sohnes hört. So fand man damals den Leichnam eines jungen Mannes, der das Bild einer älteren Frau, seiner Mutter ohne Zweifel, an einer Schnur um den Hals trug. Mit der linken Hand schien er immer noch das Medaillon an sein Herz zu pressen.

An der Mauer liegen etwa hundert französische Soldaten und Unteroffiziere, in Decken gehüllt, nebeneinander in zwei gleichlaufenden

Reihen, zwischen denen man durchgehen kann. Sie sind alle bereits verbunden und haben alle ihre Suppe gegessen. Ruhig und friedlich folgen sie mir mit den Augen, ihre Köpfe wenden sich nach rechts, wenn ich nach rechts gehe, und nach links, wenn ich nach links eile. «Man sieht gleich, daß er Pariser ist», sagen einige¹. «Nein», antworten andere. «Er sieht aus, wie wenn er aus dem Süden käme.» «Nicht wahr, Monsieur, Sie sind aus Bordeaux?» fragt mich ein dritter, und jeder will, daß ich aus seiner Provinz oder seiner Stadt stamme. Wie sich diese einfachen Liniensoldaten in ihr Schicksal ergeben, das verdient wirklich Anerkennung und Teilnahme. Was bedeutet der einzelne inmitten dieser allgemeinen Zerstörung? Gewiß sehr wenig. Sie leiden, ohne sich zu beklagen, und sie sterben bescheiden, ohne Aufsehen zu erregen.

Nur selten versuchen verwundete und gefangene Österreicher den Siegern zu trotzen. Einige zwar weigern sich mißtrauisch, Pflege anzunehmen, sie reißen die Verbände ab und lassen ihre

¹ Ich hatte die Genugtuung, im Laufe des folgenden Jahres in Paris und vor allem in der Rue de Rivoli amputierte Invalide zu treffen, die mich erkannten und mich anhielten, um mir zu danken, daß ich sie in Castiglione gepflegt hatte. «Wir nannten Sie den Herrn in Weiß», sagte mir einer, «denn Sie waren ganz in Weiß gekleidet; aber die Hitze damals war auch nicht schlecht.»

Wunden frei bluten. Ein Kroat ergreift die Kugel, die man ihm ausschnitt, und wirft sie dem Chirurgen an den Kopf. Andere verharren schweigend, finster und teilnahmslos. Im allgemeinen zeigen sie nicht das Mitteilungsbedürfnis, den guten Willen, die lebendige, ausdrucksvolle Schmiegsamkeit, welche die lateinische Rasse kennzeichnet. Immerhin sind die meisten weit davon entfernt, sich gegen die gute Pflege unempfindlich oder rebellisch zu zeigen, und aufrichtige Dankbarkeit malt sich auf ihren erstaunten Gesichtern. Einer von ihnen, ein Neunzehnjähriger, ist mit vierzig Landsleuten in dem äußersten Winkel der Kirche untergebracht und hat seit drei Tagen keine Nahrung erhalten. Er hat ein Auge verloren, das Fieber schüttelt ihn, er kann nicht mehr sprechen; kaum hat er noch die Kraft, ein wenig Fleischbrühe zu sich zu nehmen. Durch unsere Pflege erholt er sich wieder, und als wir ihn vierundzwanzig Stunden später nach Brescia senden können, verläßt er uns mit Bedauern, fast mit schmerzlicher Rührung. Sein gesundes Auge, das ein wundervolles Blau zeigt, drückt lebhaft und tiefe Dankbarkeit aus. Er preßt seine Lippen auf die Hände der barmherzigen Frauen von Castiglione. Ein anderer Gefangener, der in hohem Fieber liegt, erregt allgemeine Teilnahme. Er ist noch nicht zwanzig Jahre alt, aber seine Haare sind völlig weiß. Er sowohl wie seine Kameraden versichern mir, daß die

Haare am Tag der Schlacht ihre Farbe verloren haben¹.

Wie viele junge Leute zwischen achtzehn und zwanzig Jahren, welche aus dem Herzen Deutschlands oder den östlichen Provinzen des weiten österreichischen Kaiserreiches hierher kamen – davon manche wohl nur unter hartem Zwang –, werden bald außer körperlichen Schmerzen und dem Kummer, gefangen zu sein, noch den Haß erdulden müssen, den die Mailänder ihrer Nation, ihren Führern und ihrem Herrscher geschworen haben! Erst auf französischem Boden werden sie wieder Mitgefühl und freundliche Behandlung finden. Ihr armen Mütter in Deutschland, Österreich, Ungarn, Böhmen, wie soll man nicht an die Herzensangst denken, die ihr empfindet, als ihr erfahrt, daß eure verwundeten Söhne in Feindesland gefangen seien! Die Frauen von Castiglione erkennen bald, daß es für mich keinen Unterschied der Nationalität gibt, und so folgen sie meinem Beispiel und lassen allen Soldaten, die ihnen völlig fremd sind, das gleiche Wohlwollen zuteil werden. «Tutti fratelli», wiederholen sie gerührt immer wieder. Ehre sei diesen mitleidigen Frauen, diesen jungen Mädchen

¹ Diese Tatsache, welche ich in einer Sitzung der ethnographischen Gesellschaft zu Paris mitteilte, ist in der *Revue Orientale et Américaine* vom Januar 1860 in dem bemerkenswerten Aufsatz «Über das Haupthaar bei den verschiedenen Völkern» von M. R. Cortambert erwähnt.

von Castiglione! Es gab nichts, was sie zurückgeschreckt, erschöpft oder entmutigt hätte. Ihre bescheidene Hingebung kannte keine Müdigkeit und keinen Ekel; kein Opfer war ihnen zuviel.

Das Gefühl, so außerordentlichen und schwerwiegenden Verhältnissen nahezu hilflos gegenüberzustehen, bedeutet eine unnennbare Qual. Es ist wirklich peinvoll, denjenigen, die man unter den Händen hat, keine Linderung verschaffen zu können und nicht imstande zu sein, zu denen zu gehen, die bittend nach einem rufen. Lange Stunden vergehen, bevor man dorthin kommt, wohin man gehen wollte. Hier wird man von einem Soldaten angehalten, dort von einem anderen gerufen. Bei jedem Schritt wird man durch die Menge Unglücklicher, die sich vor einem drängen und einen umringen, zurückgehalten. Aber warum soll man sich denn nach rechts wenden, während links so viele im Sterben liegen, ohne ein freundliches Wort, ohne ein paar Sätze des Trostes, ohne auch nur ein Glas Wasser, um ihren brennenden Durst zu löschen? Der sittliche Gedanke, daß das menschliche Leben wertvoll sei, der Wunsch, die Qualen so vieler Unglücklicher auch nur ein wenig zu lindern oder ihnen den verlorenen Mut wiederzugeben, die angespannte und unablässige Tätigkeit, die man sich in solchen Augenblicken zur Pflicht macht, all dies ruft eine neue, äußerste Tatkraft hervor, welche den

unwiderstehlichen Drang erzeugt, so vielen Menschen wie irgend möglich zu helfen. Jedes Gefühl erlischt angesichts dieser tausenderlei Bilder einer furchtbaren und erhabenen Tragödie. Völlig gleichgültig geht man an Leichen vorbei, die auf grauenhafte Weise entstellt sind. Man blickt fast kalt – obgleich die Feder sich sträubt, dies zu beschreiben – auf Szenen, die noch viel schrecklicher sind als die, welche ich hier geschildert habe¹. Dennoch geschieht es, daß einem plötzlich das Herz stillsteht, erschüttert von einer bitteren und unbesiegbaren Trauer bei dem Anblick vielleicht eines einfachen Falles, einer vereinzelt Tatsache, eines unerwarteten Zufalls, eines Umstandes, der die Seele unmittelbar berührt, das Mitgefühl er-

¹ Da ich mich erst nach mehr als drei Jahren entschlossen habe, diese peinlichen Erinnerungen zu sammeln, die nicht für den Druck bestimmt waren, so wird man begreifen, daß sie ein wenig verblaßt sind und daß ich sie außerdem, was die Schmerzens- und Jammerszenen betrifft, deren Zeuge ich war, auch abgekürzt habe. Wenn indessen diese Seiten dazu beitragen könnten, die Frage, wie den verwundeten Soldaten im Kriege Hilfe zu leisten ist und welche Pflege man ihnen unmittelbar nach dem Gefecht angedeihen lassen kann, weiterzutreiben und den Völkern ans Herz zu legen, und wenn sie die Aufmerksamkeit aller Menschen erregen könnten, welche sich zur Humanität und Philanthropie hingezogen fühlen, mit einem Wort, wenn die Beschäftigung und das Studium eines so wichtigen Gegenstandes dazu führen sollte, daß Fortschritte erzielt und ein Stand der Dinge gebessert würde, der selbst bei noch so gut organisierten Armeen nie genug ins Auge gefaßt werden kann, so würde ich meinen Zweck vollkommen erreicht haben.

weckt und die zartesten Fibern unseres Wesens erschüttert.

Für den Soldaten, der im Felde steht, sind die Erinnerungen an Familie und Heimat nach den großen Anstrengungen und der starken Erregung einer Schlacht wie der von Solferino viel lebhafter und eindringlicher denn je. Das spricht deutlich aus jeder Zeile des rührenden Briefes, den ein tapferer französischer Offizier von Volta aus an seinen Bruder in Frankreich schrieb: «Du kannst dir nicht vorstellen, wie einem Soldaten das Herz klopfet, wenn er den Wagenmeister kommen sieht, der mit der Abgabe der Briefe an das Heer betraut ist. Das kommt daher, verstehst du, daß er uns Nachrichten aus Frankreich bringt, aus der Heimat, von unseren Eltern, unseren Freunden. Jeder horcht, ob sein Name aufgerufen wird, alle sehen auf ihn und strecken ihm gierig die Hand entgegen. Die Glücklichen, die einen Brief erhalten, öffnen ihn eilig und verschlingen ihn sogleich. Die anderen, die Enterbten, entfernen sich mit gepreßtem Herzen und gehen beiseite, um derer zu gedenken, die daheim geblieben sind. Manchmal wird ein Name aufgerufen, ohne daß eine Antwort kommt. Ein Ruf ertönt: Gefallen! Der Wagenmeister verschnürt den Brief, der ungeöffnet an den Schreiber zurückgeht. Und die Angehörigen hatten sich vorher ausgemalt, daß er jubeln würde, wenn er ihn

empfängt.» Jetzt erhalten sie ihn zurück, und das Herz wird ihnen brechen.

Die Straßen von Castiglione sind ruhiger geworden. Es ist mehr Raum vorhanden infolge der vielen Toten und der Abtransporte. Trotz der Ankunft neuer Karren mit Verwundeten entsteht allmählich Ordnung. Alle Dienstleistungen gehen jetzt ihren geregelten Gang. Es zeigt sich, daß die Verstopfung keineswegs von einer schlechten Organisation oder mangelnden Voraussicht der Verwaltung herrührte, sondern entstanden war durch die unerhörte und unerwartete Menge verwundeter Soldaten und die verhältnismäßig sehr geringe Zahl von Ärzten, Wärtern und Dienstpersonal. Die Transporte von Castiglione nach Brescia verkehren jetzt regelmäßiger. Sie bestehen entweder aus Ambulanzwagen oder plumpen Karren, die von Ochsen gezogen werden und langsam, sehr langsam vom Fleck kommen, bei glühender Sonne, auf Straßen, die so voll Staub sind, daß der Fußgänger bis zum Knöchel in ihm einsinkt. Wenn auch diese unbequemen Fahrzeuge mit Zweigen bedeckt sind, so kann dies doch nur sehr unvollkommen verhindern, daß die Glut des Himmels mit ganzer Kraft auf die Verwundeten strahlt, die einer auf dem anderen aufgeschichtet liegen. Und so kann man sich die Qualen dieser langen Fahrt vorstellen. Geht man bei diesen Unglücklichen vorbei und grüßt man sie mit einem freundlichen Kopfnicken, so scheint



*Das «Komitee der Fünf»:
Der Arzt Louis Appia, Henry Dunant, der Jurist Gustave Moynier (oben),
General Dufour und der Arzt Théodore Maunoir (unten).*



Auf Initiative des Komitees trafen sich 1863 die Vertreter von 14 Nationen in Genf. Sie empfahlen die Schaffung von Hilfsgesellschaften und erklärten das Rote Kreuz im weißen Feld zum Schutzzeichen der freiwilligen Helfer.

ihnen dies gut zu tun, und sie nicken eifrig und dankbar wieder. In allen Ortschaften entlang der Straße nach Brescia sitzen die Bewohner vor der Tür und zupfen schweigend Scharpie. Sobald ein Transport eintrifft, steigen sie auf die Wagen, wechseln die Umschläge, waschen die Wunden, erneuern die Scharpie und befeuchten sie mit frischem Wasser. Denen, die nicht mehr die Kraft haben, Kopf oder Hand zu heben, flößen sie Fleischbrühe, Wein oder Limonade ein. Wagenzüge, welche unaufhörlich Lebensmittel, Futter, Munition und Vorräte aller Art aus Frankreich oder Piemont nach dem französischen Lager bringen, nehmen, statt leer zurückzukehren, Kranke nach Brescia mit. In allen Ortschaften, durch welche Transporte fahren, lassen die Behörden Getränke, Brot und Fleisch bereitstellen. In Montechiaro versehen Bauersfrauen den Dienst in den drei kleinen Spitälern; sie pflegen die Verwundeten, die dort untergebracht sind, mit Umsicht und Herzensgüte. In Guidizzolo sind tausend Verletzte in einem weitläufigen Schloß einigermaßen bequem, wenn auch völlig behelfsmäßig untergebracht. In Volta nimmt ein altes Kloster, das jetzt als Kaserne dient, Hunderte von Österreichern auf. In Cavriana hat man völlig verstümmelte Österreicher, die achtundvierzig Stunden lang unter den Galerien eines erbärmlichen Wachthauses ausgestreckt lagen, in die Hauptkirche des elenden Fleckens geschafft. In dem

Feldlazarett des großen Hauptquartiers werden Operationen unter Anwendung von Chloroform ausgeführt. Dies rief übrigens bei den verletzten Österreichern eine fast augenblickliche Unempfindlichkeit hervor, bei den Franzosen aber nervöse, mit großen Erregungszuständen verbundene Zuckungen.

Die Einwohner von Cavriana sind völlig entblößt von Lebensmitteln und Vorräten; sie werden von den Soldaten der Garde verpflegt, die ihre Rationen und ihre Eßnäpfe mit ihnen teilen. Die Felder sind verwüstet, und alles Eßbare ist an die österreichischen Truppen verkauft oder gegen Requisitionsscheine beschlagnahmt worden. Die französische Armee hat zwar dank der Voraussicht und der pünktlich arbeitenden Verwaltung der Intendanturen Feldfrüchte im Überfluß, aber es macht große Mühe, Butter, Fett und frisches Gemüse zu beschaffen, welche gewohnheitsgemäß zur Soldatenkost gehören. Die Österreicher hatten fast das ganze Vieh des Landes für sich in Anspruch genommen. Maismehl ist das einzige, was die Verbündeten in den Ortschaften noch finden können, in denen sie jetzt lagern. Indessen verkaufen die lombardischen Bauern alles, was sie können, um zum Unterhalt der Truppen beizutragen. Allerdings sind die Preise sehr hoch, da bei der Festsetzung der Kosten immer darauf geachtet wird, daß die Verkäufer zufrieden sind. Alle Requisitionen für die französische Armee an Heu, Kartoffeln

oder anderen Lebensmitteln werden den Einwohnern des Landes stets großzügig bezahlt, und ebenso werden ihnen die unvermeidlichen Schäden, die durch die Kämpfe entstanden sind, sehr freigebig vergütet.

Die Verwundeten der sardinischen Armee, welche nach Desenzano, Rivoltella, Lonato und Pozzolengo gebracht wurden, finden dort weniger ungünstige Bedingungen vor als die von Castiglione. Da die beiden erstgenannten Städte nicht innerhalb weniger Tage von zwei verschiedenen Armeen besetzt worden waren, sind hier mehr Lebensmittel vorhanden. Die Feldlazarette sind in gutem Zustand, die Bewohner, die nicht so verwirrt und erschrocken sind wie in Castiglione, helfen tätig den Krankenwärtern, und die Kranken, die man nach Brescia bringt, liegen auf dichtes Heu gebettet in guten Wagen, doppelt geschützt gegen die Sonne durch Bogen von belaubten, ineinander verflochtenen Zweigen, die fest auf dem Wagen angebracht sind, und durch eine darüber gespannte starke Leinwand.

Am Nachmittag des 27. Juni lasse ich, völlig erschöpft und da ich dennoch nicht schlafen kann, meinen Wagen anspannen. Gegen sechs Uhr fahre ich fort, um im Freien die Frische des Abends zu genießen, um ein wenig auszuruhen und mich den düsteren Szenen zu entziehen, die man in Castiglione auf Schritt und Tritt vor Augen hat. Der Tag war günstig gewählt, keine

Truppenbewegungen waren, wie ich später erfuhr, für den Montag angeordnet. Ruhe herrschte nach den schrecklichen Aufregungen der vergangenen Tage auf dem jetzt so melancholischen Schlachtfeld, das nun keine Ausbrüche der Leidenschaft und der Begeisterung mehr sah. Hie und da erblickte man noch Lachen von eingetrocknetem Blut, die den Boden röten, und frisch umgegrabene Erde, die weiß gefärbt und bestreut ist mit Kalk, und so konnte man erkennen, wo die Opfer des 24. Juni liegen. In Solferino, dessen quadratischer Turm seit Jahrhunderten steil und stolz die Umgebung beherrscht, wo jetzt schon zum drittenmal zwei der größten Mächte der neueren Zeit ihre Kräfte miteinander maßen, barg man immer noch zahlreiche, trostlos anzusehende menschliche Überreste; sie lagen auf dem Friedhof auf den blutigen Kreuzen und Grabsteinen. Gegen neun Uhr kam ich in Cavriana an. Das militärische Treiben rund um das Hauptquartier des Kaisers der Franzosen bot einen großartigen Anblick. Ich erkundigte mich nach dem Marschall Herzog von Magenta, den persönlich zu kennen ich die Ehre habe. Da ich nicht genau wußte, wo in diesem Augenblick sein Armeekorps lag, so ließ ich meinen Wagen auf einem kleinen Platz halten, gegenüber dem Hause, das seit Freitagabend Kaiser Napoleon bewohnte. Aufs Geratewohl ging ich auf eine Gruppe von Generalen zu, welche auf einfa-

chen, strohgeflochtenen Stühlen und hölzernen Schemeln saßen, ihre Zigarre rauchten und vor dem improvisierten Palast ihres Herrschers ein wenig frische Luft schöpften. Während ich mich erkundigte, in welcher Richtung ich den Marschall Mac-Mahon zu suchen hätte, fragten die Generale ihrerseits den Korporal aus, der mich begleitete. Da er neben dem Kutscher auf dem Bock meines Wagens saß, glaubten sie, er müsse meine Ordonnanz sein¹. Sie wollten wissen, wer ich sei und welchen Zweck die Sendung habe, mit der ich, wie sie meinten, betraut sei. Denn natürlich kam ihnen der Gedanke nicht, daß ein einfacher Tourist es unternehmen könne, sich allein in das Feldlager zu begeben, und nachdem er bis Cavriana gekommen war, zu so später Stunde noch weiterzufahren. Der Korporal, der auch nicht mehr wußte als sie, hüllte sich verständlicherweise in undurchdring-

¹ Dieser Korporal war bei Magenta verwundet worden, und nach seiner Genesung hatte er sich zu seinem Bataillon zurückbegeben. In Castiglione hatte er mit großem Eifer den Krankenwärtern geholfen. Ich hatte sein Angebot, mich bei meiner Fahrt durch die Truppen zu begleiten, angenommen, denn die Tatsache, daß er Unteroffizier war, konnte mir in diesem Augenblick an Stelle eines Geleitscheins dienen. Am gleichen Tage, am 27. Juni, hatten zwei Engländer versucht, die französischen Reihen zu durchqueren. Sie wurden von den Soldaten für österreichische Spione gehalten, nicht gerade freundlich mitten durchs Lager getrieben, in das sie unglücklicherweise die Nase hineingesteckt hatten, bis sie zu ihrem Glück den Marschall, der das Armeekorps kommandierte, trafen. Dieser machte augenblicklich dem Zwischenfall, über den jedoch unsere beiden Insulaner höchlich entzückt waren, ein Ende.

liches Schweigen. Selbstverständlich antwortete er sehr ehrerbietig auf ihre Fragen, und als man nun sah, daß ich nach Borghetto aufbrach, wo der Herzog von Magenta sich befinden sollte, wuchs die allgemeine Neugierde noch mehr. Das zweite Korps, welches der Marschall kommandierte, hatte am 26. Befehl erhalten, sich von Cavriana nach dem fünf Kilometer entfernten Castellaro zu begeben. Seine Divisionen lagen rechts und links der Straße, die von Castellaro nach Monzambano führt. Der Marschall selbst hatte mit seinem Generalstab in Borghetto Quartier bezogen. Es war schon spät in der Nacht, und da man mir nur sehr ungenaue Angaben gemacht hatte, so täuschten wir uns nach einer Stunde Fahrt und schlugen einen Weg ein, der nach Volta führte. Auf diese Weise gelangten wir mitten in das Armeekorps des Generals Niel, der vor drei Tagen zum Marschall ernannt worden war und dessen Truppen in der Umgebung der kleinen Stadt lagerten. Die undeutlichen Geräusche, die unter dem schönen Sternenhimmel ertönten, die Biwakfeuer, zu denen man ganze Baumstämme herbeigeschleppt hatte, die erleuchteten Zelte der Offiziere, mit einem Wort die letzten Lebensregungen eines Lagers zwischen Wachen und Einschlafen, das alles brachte in angenehmer Weise die gespannte und überreizte Einbildungskraft zur Ruhe. Abendschatten und feierliches Schweigen lösten das wechselvolle Getöse und die Aufre-

gungen des Tages ab. Und mit Genuß atmete man die reine, weiche Luft einer schönen italienischen Nacht ein.

Mein italienischer Kutscher wurde in dem Halbdunkel und bei dem Gedanken, so nahe am Feinde zu sein, von einer derartigen Furcht ergriffen, daß ich mehrfach gezwungen war, ihm die Zügel aus der Hand zu nehmen und sie dem Korporal zu geben oder sie selber zu führen. Der arme Mann war acht oder zehn Tage zuvor aus Mantua geflohen, um sich dem österreichischen Kriegsdienst zu entziehen. Er war nach Brescia gegangen, um dort sein Brot zu verdienen, und hatte sich bei einem Wagenverleiher verdungen, der ihn als Kutscher einstellte. Sein Schrecken wuchs noch bedeutend durch einen Gewehrschuß, den ein Österreicher von weitem auf uns feuerte; als wir jedoch näher kamen, riß der Mann aus und verschwand in einem Gehölz. Bei dem Rückzug der österreichischen Armee hatten sich nämlich einige Soldaten in kleinen Ortschaften, die von ihren Bewohnern verlassen und die zum Teil ausgeplündert waren, in den Hauskellern verborgen. Vereinzelt und furchtsam hatten sie sich, so gut es ging, in ihren Schlupfwinkeln ernährt, dann wagten sie sich ins Freie und irrten nun auf gut Glück während der Nacht umher. Unser Mantuaner war jetzt völlig außerstande, sich wieder zu fassen, und so vermochte er nicht mehr, das Pferd in gerader Linie zu lenken. Unablässig

wandte er den Kopf von links nach rechts und von rechts nach links. Mit verstörten Blicken durchforschte er alle Gebüschelängs des Weges. Jeden Augenblick glaubte er, einen versteckten Österreicher zu sehen, der auf ihn anlegte. Keine Hecke, kein Mauerrest entging seinen ängstlichen Blicken, und bei jeder Straßenbiegung verdoppelte sich seine Furcht. Als nun aber die Stille der Nacht plötzlich durch einen neuen Gewehrschuß unterbrochen wurde, wuchs seine Angst geradezu unbeschreiblich; der Schuß kam von einer Schildwache, die wir in der Dunkelheit nicht hatten sehen können. Als unser Kutscher aber dann noch einen großen, weit geöffneten Regenschirm erblickte, der von mehreren Geschossen durchbohrt am Wegrande lag, nahe dem Pfad, der nach Volta führt, wäre er um ein Haar in Ohnmacht gefallen. Dieser Regenschirm gehörte wahrscheinlich zum Gepäck irgendeiner französischen Marktentenderin, und das Gewitter vom 24. Juni mochte ihn ihr entführt haben.

Wir mußten wieder umkehren, um die Straße nach Borghetto zu gewinnen. Es war schon nach elf Uhr, und wir ließen unser Pferd so schnell wie möglich dahintraben. Unser bescheidener kleiner Wagen rollte ohne Geräusch auf der Strada Cavallara davon, als uns ein neuer Schrecken überraschte: «Wer da, wer da, wer da, oder ich schieße!» rief unaufhörlich und in Schußweite von uns ein Reiterposten.

«Frankreich!» erwiderte sogleich unser Soldat und fügte seinen Dienstgrad hinzu: «Korporal im ersten Pionierregiment, siebente Kompanie!» – «Passiert!» lautete die Antwort. Eine Viertelstunde nach Mitternacht erreichten wir endlich die ersten Häuser von Borghetto¹. Hier war alles dunkel und still. Nur in der Hauptstraße schimmerte Licht im Erdgeschoß. In einem niedrigen Zimmer arbeiteten hier einige Zahlmeister. Obgleich wir sie störten und obgleich sie über unser unerwartetes Erscheinen zu dieser Stunde sehr erstaunt waren, empfingen sie uns voll Höflichkeit. Einer von ihnen, M. A. Outrey, bot mir, noch ehe er erfahren hatte, daß ich mit zahlreichen Empfehlungen von Generalen versehen war, in liebenswürdiger Weise Gastfreundschaft an. Seine Ordonnanz brachte eine Matratze herbei, auf die ich mich angekleidet warf, um einige Stunden zu ruhen. Vorher hatte ich noch eine vorzügliche Fleischbrühe zu mir genommen, die mich um so mehr erfrischte, als ich seit Tagen nichts Ordentliches gegessen hatte. Ich schlief ruhig, da ich hier nicht wie in Castiglione unter den erstickenden Ausdünstungen und den zahlreichen Fliegen zu leiden hatte, die, nachdem sie sich an

¹ Borghetto ist ein Flecken von ungefähr 2000 Einwohnern, am rechten Ufer des Mincio gelegen, ungefähr gegenüber von Valeggio. Im Jahre 1848 überschritten hier die sardinischen Truppen unter dem Oberbefehl von König Karl Albert den Mincio trotz der tapferen Gegenwehr der Österreicher, die von dem Feldmarschall Radetzky befehligt wurden.

den Leichen gesättigt hatten, nun auch noch die Lebenden quälten. Der Korporal und der Kutscher hatten es sich so gut wie möglich in dem Wagen bequem gemacht, der auf der Straße stehen blieb. Aber der unglückliche Mantuaner konnte vor Angst die ganze Nacht kein Auge schließen, und ich fand ihn am nächsten Morgen mehr tot als lebendig vor.

Am 28. Juni um sechs Uhr morgens wurde ich auf das wohlwollendste und liebenswürdigste von dem gutherzigen und ritterlichen Marschall Mac-Mahon empfangen, der mit Recht der Abgott seiner Soldaten genannt wird¹. Und um

¹ Der Herzog von Magenta ist sehr beliebt in der französischen Armee. Seine Soldaten schätzen und verehren ihn. Davon möge dies Beispiel zeugen: Im Jahr 1856 fuhr ich mit der Post durch Algerien auf der Straße nach Constantine. Ich saß auf dem Vordersitz, und außer mir befanden sich noch zwei ausgediente Zuaven im Innern des Wagens. Sie waren auf dem Wege nach Bathna, um dort als Waldarbeiter Bäume zu fällen. Sie unterhielten sich über den Krimkrieg und über den Marschall Mac-Mahon in ihrer pittoresken Sprache, und zwar so laut, daß ich einige Sätze verstehen konnte. «Gibt es», sagte der eine, «noch andere Generale wie ihn? Der wußte uns wirklich zu kommandieren. Wir sind alte Soldaten, kennen unser Handwerk, haben niemals Angst gehabt, und doch haben wir einmal geweint. Erinnerst du dich noch, als er damals zu uns sprach, wie wir verabschiedet wurden und unsere Dienstzeit aus war, wie er da von uns Abschied nahm und zu uns sagte: ‚Meine Kinder, ihr habt tapfer unter den Fahnen gedient, ihr kehrt jetzt ins bürgerliche Leben zurück, begeht niemals eine schlechte Handlung, denkt stets daran, daß ihr einen Vater habt, und dieser Vater bin ich, so‘, sagte er, und schlug sich dabei auf die Brust, ‚meine Börse ist die eure, gebt mir alle die Hand.‘ Und dann, weißt du noch, warf er uns seine Börse voll Gold zu und rief: ‚Teilt untereinander, aber zankt euch nicht!‘ Und wir haben alle geweint wie kleine Mädchen.»

zehn Uhr befand ich mich in jenem Haus von Cavriana, das seitdem historische Berühmtheit erlangt hat, weil es damals zwischen Morgen und Abend des gleichen Tages zwei große, einander feindliche Herrscher beherbergte. Um drei Uhr nachmittags war ich wieder bei den Verwundeten von Castiglione, die mir deutlich zeigten, wie sehr sie sich freuten, mich wiederzusehen, und am 30. Juni kam ich in Brescia an.

Diese anmutige und malerische Stadt war nicht wie Castiglione in einen großen provisorischen Verbandplatz verwandelt worden, sondern in ein riesiges Spital: ihre beiden Kathedralen, ihre Kirchen, Paläste, Klöster, Schulen, Kasernen, kurz all ihre Gebäude, waren überfüllt von den Opfern von Solferino. Fünfzehntausend Betten waren, so gut es eben ging, von einem auf den anderen Tag aufgeschlagen worden. Die alte Basilika in der Stadtmitte, welche *il Duomo vecchio* oder *la Rotonda* genannt wird, war einschließlich ihrer beiden Kapellen mit tausend Verwundeten belegt. Das Volk drängte sich in Massen herbei, und Frauen aller Stände brachten große Mengen Orangen, Eingemachtes, Biskuits, Bonbons und Leckerbissen an. Keine arme Witwe, nicht die geringste alte Bettlerin wollte zurückstehen, jede brachte wenigstens eine bescheidene Gabe als Zeichen ihres Mitgeföhls dar. Die gleichen Szenen wiederholten sich in der neuen Kathedrale, einer prachtvollen großen Kuppelkirche aus weißem

Marmor, in der Hunderte von Verwundeten untergebracht waren, und sie wiederholten sich ferner in vierzig anderen Gebäuden, Kirchen oder Spitälern, welche alle zusammen ungefähr zwanzigtausend Verwundete und Kranke beherbergten.

Der Stadtrat von Brescia zeigte sich der schwierigen Lage gewachsen und wußte den außerordentlichen Anforderungen, welche die schwierigen Umstände an ihn stellten, in würdiger Weise zu begegnen. Er tagte in Permanenz und ließ sich von den angesehensten Bürgern beraten, die ihn ihrerseits wirksam unterstützten. Auf Vorschlag des ausgezeichneten Arztes Dr. Bartholomeo Gualla wurde, unter seiner Leitung, ein Hauptausschuß eingesetzt, der die oberste Verwaltung der Spitäler übernahm und aus den Ärzten Corbolani, Orefici, Ballini, Bonicelli, Cassa, C. Maggi und Abeni bestand. Mit bewundernswerter Tatkraft unterzogen sie sich Tag und Nacht der größten Mühe. Die Kommission unterstellte jedes Spital einem eigenen Verwaltungsdirektor und einem Oberarzt. Diesem waren eine Reihe anderer Ärzte beigegeben sowie eine gewisse Anzahl von Krankenwärttern. Durch die Kommission wurden, sobald ein Kloster, eine Schule oder eine Kirche zur Verfügung gestellt war, wie durch Zauberei in wenigen Stunden Spitäler geschaffen mit Hunderten von Betten, mit geräumigen Küchen und Waschwäusern. Gleichzeitig wurden Leinenvor-

räte beschafft und alles, was nützlich oder notwendig sein konnte. Die Maßnahmen wurden mit solcher Emsigkeit und mit solch innerer Anteilnahme durchgeführt, daß man schon nach wenigen Tagen sich über die vorzügliche Ordnung und den regelmäßigen Betrieb dieser zahlreichen Spitäler verwundern mußte. Und man wird dieses Erstaunen begreifen, wenn man bedenkt, daß Brescia vierzigtausend Einwohner zählte, daß sich die Zahl der Bevölkerung also plötzlich durch mehr als dreißigtausend Verwundete und Kranke nahezu verdoppelt hatte¹. Es muß hier auch erwähnt werden, daß die hundertvierzig Ärzte während der ganzen Zeit bei ihrer schwierigen und ermüdenden Tätigkeit außerordentliche Tatkraft und Hingebung entfalteten, ohne daß irgendeine Empfindlichkeit oder Eifersucht auch nur einen Augenblick ihre gute Zusammenarbeit für das allgemeine Wohl im geringsten gestört hätte. Sie wurden dabei unterstützt von einigen Medizinstudenten und von einer kleinen Anzahl freiwilliger Helfer. Es bildeten sich auch Hilfskomitees, und man ernannte eine besondere Kommission, um Ge-

¹ Vom 15. Juni bis zum 31. August lagen nach offiziellen Berichten allein an Fieber- oder sonstigen Kranken 19 665 Soldaten in den Spitälern von Brescia, von denen mehr als 19 000 zur französisch-sardinischen Armee gehörten. Die Österreicher ihrerseits hatten mindestens 20 000 Kranke in ihren venezianischen Spitälern, wobei die Menge der Verwundeten, die dort gleichfalls gepflegt wurden, nicht mitgerechnet ist.

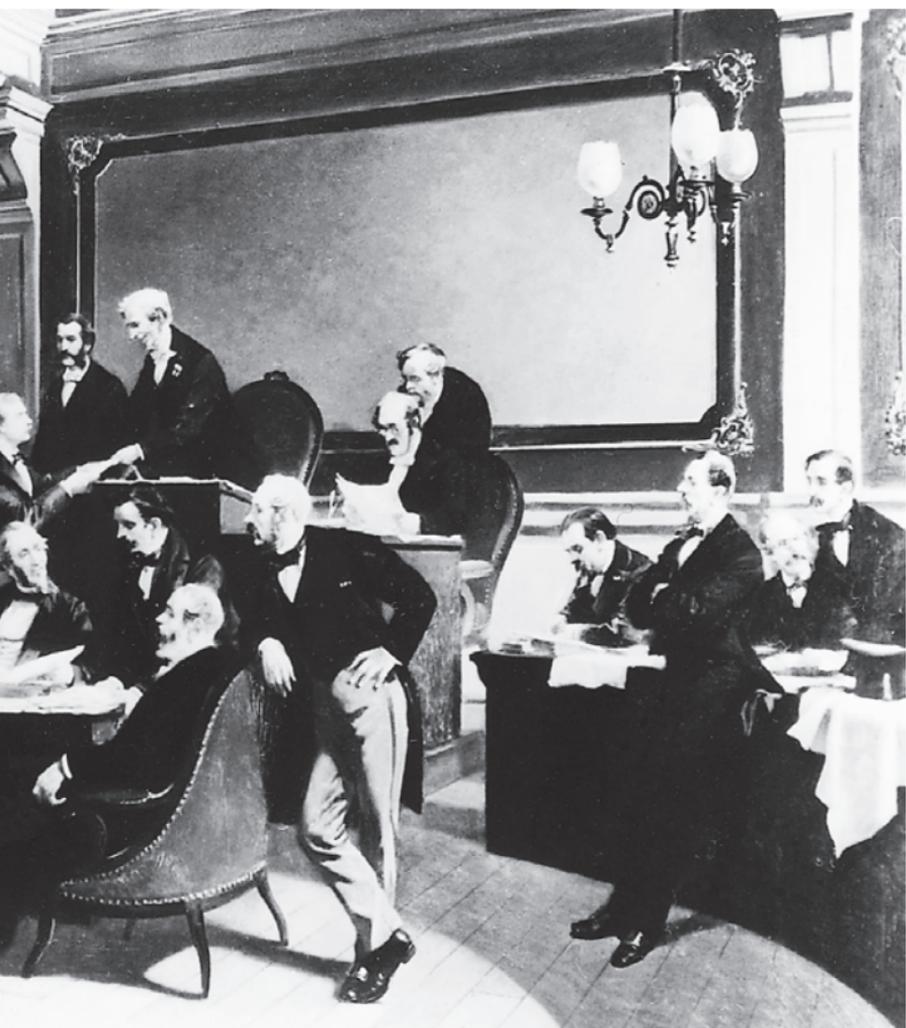
schenke und Gaben an Betten, Weißzeug und Vorräten aller Art entgegenzunehmen. Eine andere Kommission übernahm die Leitung des Zentraldepots¹.

In den weiten Sälen der Hospitäler sind die Offiziere gewöhnlich getrennt von den Soldaten untergebracht, und die Österreicher wiederum in anderen Abteilungen als die Verbündeten. Die Bettreihen sehen alle gleich aus, aber an der Uniform und dem Käppi, die auf einem Wandbrett oberhalb jedes Krankenbettes liegen, erkennt man die Armee, zu der der Verwundete gehört. Allmählich beginnt man der Menge den Eintritt zu verwehren, denn sie hindert und erschwert den Dienst. Neben Soldaten, die ernst und gefaßt daliegen, gibt es auch andere, die murren und sich beklagen. In den ersten Tagen scheint es, als seien alle Verwundungen schwer. Bei den französischen Soldaten macht sich der lebhafteste, klare, geschickte, gefällige und zugleich feste und energische gallische Geist bemerkbar. Aber zugleich sind diese Verwundeten ungeduldig, und der geringste Widerspruch reizt sie. Da sie sich wenig Sorgen machen und sich um die Zukunft nicht kümmern, unterziehen sie sich Operationen viel bereitwilliger als

¹ Die erstgenannte dieser Kommissionen setzte sich zusammen aus den Herren Pallavicini, Glisenti, Averoldi, Sienna, den Advokaten Zuccoli und Conter und dem Kanonikus Rossa. Die zweite Kommission bestand aus den Herren Basiletti, Caprioli, Rovetta und Da Ponte.



An der diplomatischen Konferenz von 1864 wurde die erste Genfer Konvention unterzeichnet.



«... irgendeine internationale, rechtsverbindliche und allgemein hochgehaltene Übereinkunft treffen, die, wenn sie erst festgelegt und unterzeichnet ist, als Grundlage dienen könnte zur Gründung von Hilfsgesellschaften für Verwundete in den verschiedenen Ländern Europas.» (Seite 156)

die Österreicher, die nicht so leichten Sinnes sind, große Scheu vor Operationen haben und viel mehr dazu neigen, in der Abgeschlossenheit ihres Gefangenendaseins der Schwermut anheimzufallen. Die italienischen Ärzte in ihren großen schwarzen Roben pflegen die Franzosen mit aller möglichen Rücksicht, aber einige von ihnen haben ein Heilverfahren, das die Kranken zur Verzweiflung bringt, denn sie verordnen Diät, Aderlässe und Tamarindenwasser.

Ich finde in den zahlreichen Sälen einige meiner Verwundeten von Castiglione wieder, die auch mich wiedererkennen. Sie werden jetzt besser gepflegt, aber ihre Prüfungen sind noch nicht zu Ende. So treffe ich da einen jener tapferen Gardeschützen, die sich so hervorragend geschlagen haben; auch er war in Castiglione, und ich habe ihm dort den ersten Verband angelegt. Er ist durch eine Kugel am Bein verletzt und liegt nun ausgestreckt auf seinem Schmerzenslager. Sein Gesichtsausdruck zeigt, daß er schwer leidet. Seine eingesunkenen Augen glänzen, die gelbgraue Hautfarbe kündigt an, daß das Wundfieber seinen Zustand bedeutend verschlimmert hat. Seine Lippen sind trocken, seine Stimme bebt. An die Stelle kühnen Trotzes ist ein unbestimmtes Gefühl der Angst getreten. Böse Vorahnungen quälen ihn. Er fürchtet sich, wenn man sein verletztes Bein berührt, das bereits brandig geworden ist. Der französische

Arzt, der die Amputationen vornimmt, tritt an sein Bett. Der Kranke ergreift seine Hand, preßt sie mit seinen nahezu heißen Händen. «Tut mir nicht weh», ruft er, «es ist entsetzlich, wie ich leide!» Doch es gilt ohne Zögern zu handeln. Zwanzig andere Verwundete müssen am gleichen Morgen noch operiert werden, und hundertfünfzig warten darauf, daß man sie verbindet. Man hat keine Zeit, sich mit einem einzelnen abzugeben und sich durch seine Unentschlossenheit aufhalten zu lassen. Der Chirurg, sonst ein gutherziger Mann, antwortet kühl und entschlossen: «Lassen Sie mich nur machen.» Dann hebt er schnell die Decke hoch. Das zerschmetterte Bein ist auf das Doppelte angeschwollen. An drei Stellen dringt stinkender Eiter in Menge hervor. Violette Flecken zeigen, daß eine Schlagader verletzt ist und das Glied nicht mehr gespeist werden kann. Es gibt daher kein Mittel, es zu erhalten, und die einzige Möglichkeit, wenn es überhaupt noch eine gibt, ist, es in Höhe des letzten Drittels vom Oberschenkel abzunehmen. Amputation! Schreckliches Wort für den unglücklichen jungen Mann, der nun keine andere Möglichkeit mehr sieht als einen baldigen Tod oder das elende Leben eines Krüppels. Es bleibt ihm keine Zeit mehr, einen endgültigen Entschluß zu fassen. «Mein Gott, mein Gott, was wollen Sie mit mir machen?» fragt er zitternd. Der Chirurg gibt ihm keine Antwort. «Wärter, tragen Sie ihn fort, und zwar

schnell!» Ein durchdringender Schrei entfährt der keuchenden Brust des Verwundeten. Der ungeschickte Krankenwärter hat das abgestorbene, aber dennoch so empfindliche Bein zu nahe an der Wunde gefaßt. Die zerschmetterten Knochen sind in das Fleisch gedrungen und haben dem Soldaten entsetzliche Schmerzen bereitet. Man sieht, wie das herabhängende Bein auf dem Transport zum Operationssaal infolge der Bewegung beim Tragen hin und her geschaukelt wird. Schrecklicher Aufzug! Es ist, als führe man ein Opfer zum Tode. Endlich liegt er auf dem Operationstisch, der mit einer dünnen Matratze bedeckt ist. Auf einem andern Tisch neben ihm liegen unter einer Serviette die Instrumente. Der Chirurg ist völlig sachlich. Er hört und sieht nichts als seine Operation. Ein junger Unterarzt hält die Arme des Patienten fest. Während der Wärter den Kranken an dem gesunden Bein packt und ihn mit aller Kraft an den Rand des Tisches zieht, schreit der Unglückliche voller Entsetzen: «Laßt mich nicht fallen!» Er klammert sich krampfhaft an den jungen Arzt, der ihn stützen will und der nun, blaß vor Erregung, fast selber ins Wanken gerät. Der Chirurg hat den Rock ausgezogen, die Hemdsärmel bis zur Schulter aufgekrempt und eine große Schürze umgebunden, die bis zum Kinn reicht. Ein Knie auf die Steinfliesen des Saales gestützt, das schreckliche Messer in der Hand haltend, umfaßt er den Schenkel des

Soldaten und schneidet in einem Zuge die ganze Haut rings um den Schenkel auf. Ein durchdringender Schrei hallt durch das Hospital. Der junge Arzt kann, über das Gesicht des Gemarterten gebeugt, in den schmerzverkrampften Zügen die geringsten Einzelheiten dieses furchtbaren Todeskampfes verfolgen: «Mut», sagt er mit leiser Stimme zu dem Soldaten, und er fühlt, wie dessen Hände sich in seinen Rücken einbohren. «Noch zwei Minuten, und Sie sind erlöst!» Der Chirurg ist aufgestanden, er hat begonnen, die Haut zu lösen, welche die Muskeln umschließt, die er jetzt bloßlegt. Er schneidet und schält gewissermaßen die Fleishteile aus, indem er die Haut einen Zoll hoch wie eine Manschette zurückschlägt. Dann durchschneidet er mit einem kräftigen Kreisschnitt alle Muskeln bis auf den Knochen. Ein Strom von Blut dringt aus den geöffneten Arterien, überströmt den Chirurgen und fließt auf den Boden. Ruhig und unbewegt hat der geschickte Arzt bisher kein Wort gesprochen. Aber plötzlich durchbricht er das Schweigen, das in dem Saal herrscht, und wendet sich zornig zu dem ungeschickten Wärter. «Dummer Kerl», ruft er, «wissen Sie denn nicht, wie man die Arterien schließt?» Dieser aber ist noch wenig erfahren und weiß nicht, daß er den Blutverlust verhindern kann, indem er mit dem Daumen gehörig auf die Gefäße drückt. Im höchsten Schmerz stammelt der Verwundete mit schwacher

Stimme: «Oh, jetzt ist es genug, laßt mich sterben!» Kalter Schweiß bedeckt sein Gesicht. Aber es gilt, noch eine Minute zu überstehen, eine Minute, die für ihn eine Ewigkeit ist. Der Unterarzt ist voller Mitgefühl; während er die Sekunden zählt, beobachtet er zugleich den Chirurgen bei der Operation und das Gesicht des Patienten. Er versucht, die Widerstandskraft des Leidenden zu stärken. Und wie er sieht, daß der Unglückliche vor Erschöpfung zittert, sagt er zu ihm: «Nur noch eine Minute!» In der Tat ist es jetzt soweit, daß die Knochensäge angesetzt werden soll, und schon hört man das Kreischen des Stahls, der in den lebenden Knochen eindringt und das halb verfaulte Glied vom Leibe trennt. Aber dieser Schmerz ist zu stark für den geschwächten und erschöpften Körper. Der Verwundete schreit nicht mehr, er ist in Ohnmacht gefallen. Der Chirurg, der jetzt bei seiner Arbeit keine Schmerzensschreie und Klagen mehr hört, fürchtet, daß dieses Schweigen den Tod bedeutet. Voller Unruhe beobachtet er den Patienten, um sich zu vergewissern, ob er etwa gestorben sei. Mit Herzstärkungsmitteln, die man bereitgehalten hat, gelingt es mühsam, ihn so weit zu bringen, daß er die matten, halb geschlossenen und fast erloschenen Augen wieder aufschlägt. Der Sterbende scheint in der Tat wieder zum Leben zu erwachen, er ist völlig zerschlagen und erschöpft, aber wenigstens sind nun die größten Schmerzen vorüber.

In dem benachbarten Spital macht man hin und wieder von Chloroform Gebrauch. Hierbei haben die Patienten, besonders soweit es sich um Franzosen handelt, zwei ganz verschiedene Perioden durchzumachen. Auf eine Erregung, die häufig bis zum Delirium gesteigert ist, folgt ein Zustand völliger Erschöpfung und Muskelschwäche, bei dem der Patient in tiefe Betäubung fällt. Solche Soldaten, die gewohnt sind, starken Schnaps zu trinken, lassen sich nur sehr schwer chloroformieren und kämpfen sehr stark gegen das wirksame Betäubungsmittel an. Beim Gebrauch des Chloroforms sind übrigens Unglücks- und Todesfälle keineswegs so selten, wie man glauben sollte. Und manchmal bemüht man sich vergebens, Leute, mit denen man vor wenigen Augenblicken noch gesprochen hat, wieder zum Leben zu erwecken.

Nun stelle man sich einmal eine solche Operation vor, sobald es sich um einen Österreicher handelt, der weder Französisch noch Italienisch kann und sich wie ein Hammel zur Schlachtbank führen läßt, ohne mit seinen mildtätigen Henkern ein einziges Wort wechseln zu können. Die Franzosen werden überall freundschaftlich behandelt. Sie fühlen sich geschmeichelt, gehätschelt und ermutigt. Und sobald man mit ihnen über die Schlacht von Solferino spricht, werden sie lebhaft, und sie beginnen zu diskutieren, obgleich sie doch in dieser Schlacht so grausam verwundet worden sind. Die ruhmvollen Erin-

nerungen begeistern sie. Und es scheint, als würde ihre jetzige Lage dadurch, daß ihre Gedanken sich mit anderem beschäftigen als ihrem eigenen Schicksal, ein wenig erträglicher. Aber die Österreicher genießen diesen Vorzug nicht. Daher bestehe ich mit Festigkeit darauf, daß ich sie in den verschiedenen Spitälern, wo sie untergebracht sind, besuchen darf, und nötigenfalls verschaffe ich mir, fast gewaltsam, Zutritt zu ihren Zimmern. Mit welcher lebhaften Dankbarkeit hören diese Tapferen meine teilnehmenden Worte, nehmen sie das bißchen Tabak an, das ich ihnen geben kann. Auf ihren ergebenen, stillen Gesichtern zeichnen sich die Gefühle ab, die sie nicht auszudrücken wissen, ihre Blicke sagen mehr, als alle Dankesäußerungen vermöchten. Besonders die Offiziere zeigen sich sehr erkenntlich für jede Aufmerksamkeit, die man ihnen erweist. Sie werden ebenso wie ihre Soldaten von den Einwohnern Brescias menschlich behandelt, aber man bringt ihnen kein Wohlwollen entgegen. In einem der Spitäler liegt auch Fürst Isenburg, gemeinsam mit einem anderen deutschen Fürsten, in einem kleinen, ziemlich bequemen Zimmer.

Mehrere Tage hindurch verteile ich Tabak, Pfeifen und Zigarren in den Kirchen und Spitälern. Der Geruch des Tabaks, den hier Hunderte von Menschen rauchen, leistet sehr nützliche Dienste bei der Bekämpfung der giftigen Ausdünstungen, welche der Aufenthalt von so-

viel Kranken in erstickend heißen Gelassen verursachen muß. Die Vorräte an Tabak, die es in Brescia gibt, sind bald erschöpft. Man mußte ihn also aus Mailand kommen lassen. Tabak war das einzige, was den Schrecken, den die Verwundeten vor der Amputation eines Gliedes empfanden, ein wenig zu mildern vermochte. Viele hatten bei der Operation die Pfeife im Munde, und mehrere rauchten noch in dem Augenblick, als sie starben.

Ein angesehenener Bürger von Brescia, Carlo Borghetti, brachte mich sehr zuvorkommend selber in seinem Wagen zu den einzelnen Spitälern der Stadt und half mir, unsere Tabakgeschenke zu verteilen, die von den Kaufleuten in Tausenden von kleinen Tüten verpackt waren. Soldaten, die sich freiwillig dazu gemeldet hatten, trugen uns diese Päckchen in großen Brot- und Wäschkörben nach. Überall empfing man mich mit Freuden. Nur Graf Calini, ein lombardischer Arzt, wollte nicht gestatten, daß ich im Militärspital von San Luca Zigarren verteilte, zum großen Mißvergnügen der armen Verwundeten, die begehrlche Blicke auf die Tabakvorräte warfen, die wir an der Pforte niedergelegt hatten. Im Gegensatz hierzu zeigten sich alle anderen Ärzte für Geschenke dieser Art ebenso dankbar wie ihre Kranken. Der kleine Mißerfolg störte mich nicht. Und ich muß sagen, daß dies das erste Hindernis war, auf das ich stieß, und die erste, wenn auch noch so kleine Schwie-

rigkeit, der ich begegnete. Tatsächlich war ich bis dahin noch niemals auf einen solchen Widerspruch gestoßen, und, was noch erstaunlicher ist, ich hatte es noch niemals nötig gehabt, meinen Paß vorzuzeigen oder die Briefe mit warmen Empfehlungen von Generalen an andere Generale, die ich bei mir trug¹. Ich hielt mich daher also dem Doktor Calini gegenüber noch nicht für geschlagen. Und als ich am Nachmittag des gleichen Tages einen neuen Versuch in San Luca unternahm, gelang es mir, einen großen Vorrat von Zigarren an die armen Verstümmelten zu verteilen, denen ich zuvor offenbar, wenngleich völlig unschuldigerweise, Tantalusqualen bereitet hatte. Als sie mich zurückkehren sahen, konnten sie jedenfalls Rufe der Befriedigung und Freudenseufzer nicht unterdrücken.

Im Verlauf meiner Wanderungen kam ich auch zu einer Folge von Zimmern im zweiten Stock eines ausgedehnten Klosters, die wie ein Labyrinth waren, das man in ein Spital verwan-

¹ Besonders General Marquis de Beaufort d'Hautpoul, der ein vorzüglicher Soldat und zugleich sehr gutmütig und liebenswürdig war, ist hier zu nennen. Er war Generalstabschef des Armeekorps, das die Toscana besetzt hatte. Später war er Oberbefehlshaber der Expedition nach Syrien. General de Beaufort ist der Neffe des vorzüglichen Grafen de Budé, der Mitglied des Conseil Général des Departements Ain war und der im Juli 1862 in Genf starb, tief betrauert von allen, die ihn gekannt hatten, denn dank seiner Herzengüte und seinen edlen und liebenswürdigen Eigenschaften hatten ihm die Verehrung zahlreicher Freunde gewonnen.

delt hat; auch die großen Säle des Erdgeschosses und des ersten Stockes waren mit zahlreichen Kranken belegt. In einem dieser oberen Zimmer fand ich vier oder fünf fiebernde Verwundete, in einem anderen zehn oder fünfzehn, in einem dritten ungefähr zwanzig. Sie alle hatten Betten, aber sie waren ohne jede Hilfe, und sie beklagten sich bitter darüber, daß sie seit mehreren Stunden keinen Wärter gesehen hätten. Sie baten mich inständig, man solle ihnen ein wenig Fleischbrühe bringen an Stelle des eiskalten Wassers, des einzigen Getränks, über das sie verfügten. Am Ende eines sehr langen Ganges fand ich ein abgelegenes Zimmer. In ihm lag, völlig verlassen, unbeweglich auf seinem Schmerzenslager ausgestreckt, am Wundkrampf sterbend, ein junger Bersagliere. Obwohl es schien, als sei er noch voller Leben, und obwohl seine Augen weit offen standen, hörte und begriff er doch nichts mehr; man hatte ihn auch bereits aufgegeben. Viele französische Soldaten baten mich, an ihre Eltern zu schreiben, einige auch, an ihren Hauptmann, der für sie die Familie vertrat. Im Spital San Clemente widmete sich eine vornehme Dame aus Brescia, die Gräfin Bronna, mit bewundernswerter Selbstverleugnung der Pflege von Amputierten. Die französischen Soldaten sprachen mit Begeisterung von ihr. Auch die ekelerregendsten Fälle schreckten sie nicht ab. «Sono madre», sagte sie zu mir mit wundervoller Schlichtheit.

Ich bin Mutter! Diese Worte drückten alles aus, was sie hingegeben leistete.

In den Straßen wurde ich oft, einmal sogar fünfmal hintereinander, von Bürgern aus Brescia angehalten, die mich baten, ich möchte doch zu ihnen kommen und ihnen als Dolmetscher bei verwundeten französischen Offizieren – Majoren, Hauptleuten und Leutnants – dienen. Sie hatten sich erboten, sie in ihren Häusern aufzunehmen, und sie pflegten sie liebevoll und hingebend. Aber häufig konnten sie nicht ein Wort von dem verstehen, was ihr Gast, der nicht Italienisch sprach, ihnen sagte. Dieser aber, der meist unruhig und erregt war, wurde, weil man ihn nicht verstand, ungeduldig, zur großen Verzweiflung der ganzen Familie, welche ihn mit größter Rücksicht behandelte, dabei aber sehen mußte, daß ihr dies aufgrund von Fieber und Schmerzen mit Widerwillen und schlechter Laune vergolten wurde. Ein andermal handelte es sich um einen Offizier, den der italienische Arzt zur Ader lassen wollte und der sich, da er glaubte, man wolle ihn amputieren, mit aller Kraft widersetzte und dabei in Hitze geriet und sein Leiden verschlimmerte. Nur durch beruhigende und erklärende Worte, in der Muttersprache gesprochen, gelang es, diese jammervollen Mißverständnisse aufzuklären und die Opfer von Solferino zu beruhigen. Mit welcher Sanftmut und Geduld opferten sich die Einwohner von Brescia auf für jene, die sich

eingesetzt hatten, die Fremdherrschaft in ihrem Lande zu beseitigen! Es war für sie wirklich ein Herzenskummer, wenn ihr verwundeter Gast starb. Es war rührend zu sehen, wie diese Familien auf der großen, von Zypressen bestandenen Straße von der Porta San Giovanni bis zum Campo Santo fromm dem Sarg eines französischen Offiziers auf dem Weg zur letzten Ruhestätte folgten, eines Mannes, der wenige Tage ihr Gast gewesen war, den sie wie einen Freund, einen Verwandten, einen Sohn beweinten, obgleich sie vielleicht nicht einmal seinen Namen wußten!

Während der Nacht begrub man die Soldaten, die in den Spitälern starben. In den meisten Fällen schrieb man ihren Namen oder die Nummer ihrer Erkennungsmarke auf, was in Castiglione fast nie geschah.

Alle lombardischen Städte hielten es für ihre Ehrenpflicht, bei der Verteilung der Verwundeten Rechte geltend zu machen. In Bergamo und in Cremona war die Hilfeleistung vorzüglich organisiert. Die hierfür geschaffenen Vereinigungen wurden durch Hilfsausschüsse von Frauen unterstützt, welche den ihnen zugewiesenen Kranken die beste Verpflegung zuteil werden ließen. In einem Spital in Cremona hatte ein italienischer Arzt gesagt: «Wir halten alle guten Dinge für unsere Freunde von den verbündeten Armeen bereit. Aber unseren Feinden geben wir nur gerade das Notwendige. Was geht es uns

an, wenn sie sterben.» Um diese barbarischen Worte zu entschuldigen, hatte er hinzugefügt, daß nach Berichten italienischer Soldaten, die aus Verona und Mantua zurückgekehrt seien, die Österreicher Verwundete der französisch-sardinischen Armee ohne Pflege sterben ließen. Dies hörte eine edle Dame aus Cremona, Gräfin . . ., die sich mit ganzem Herzen der Pflege in den Spitälern widmete. Sie gab sehr deutlich zu erkennen, daß sie solche Ansichten mißbillige, und sie erklärte, sie werde Österreicher und Verbündete mit gleicher Sorgfalt pflegen und keinen Unterschied zwischen Freunden und Feinden machen. «Denn», fügte sie hinzu, «unser Herr Jesus Christus hat solche Unterschiede zwischen den Menschen nicht gesetzt, wenn es sich darum handelt, ihnen Gutes zu tun.» Wenn es auch möglich sei, daß man Gefangene aus den verbündeten Armeen zunächst rauh behandelt habe, so seien die Berichte doch zweifellos ungenau und übertrieben, und auf keinen Fall könne man aus ihnen eine Berechtigung zu solchen Meinungen schöpfen.

Was die französischen Ärzte angeht, so taten sie nicht nur alles, was in ihren Kräften lag, ohne nach der Nationalität zu fragen, sondern sie waren auch ernstlich bekümmert, weil sie vieles, was nötig gewesen wäre, nicht tun konnten. Hören wir hierüber den Doktor Sonrier: «Es erfüllt mich immer wieder mit tiefer Trauer», so sagte er, «wenn ich an einen klei-

nen Saal von fünfundzwanzig Betten denke, den man in Cremona den am schwersten verwundeten Österreichern eingeräumt hatte. Ich sehe sie immer wieder vor mir, diese hohlwangigen, erdfarbenen Gesichter, deren Haut verwelkt war infolge langer Erschöpfung und schwerer Vereiterung des ganzen Körpers. Ich höre ihre herzerreißenden Schreie, wie sie mit flehenden Gebärden als letzte Gnade um die Abnahme eines Gliedes baten; man hatte es erhalten wollen, und gerade das hatte zu jenem jammervollen Toteskampf geführt, dem wir untätig zusehen mußten.»

Der Generalintendant von Brescia sowie Doktor Gualla, Generaldirektor der Spitäler jener Stadt, ferner Doktor Commisetti, Generalarzt der sardinischen Armee, und Doktor Carlo Cotta, der Inspektor des Gesundheitswesens in der Lombardei, suchten sich gegenseitig wetteifernd an Hingaben zu übertreffen. Wenn man vielleicht an erster Stelle auch Baron Larrey, den Chef des Sanitätswesens der französischen Armee, zu nennen hätte, so wird man ihrer doch immer ehrenvoll gedenken müssen. Doktor Isnard, einer der Chefärzte der französischen Armee, zeigte sowohl als Arzt wie als Organisator außerordentliches Können. In Brescia zeichneten sich Herr Thierry de Maugras sowie eine Phalanx mutiger und unermüdlicher französischer Chirurgen aus, deren Namen ich hier gerne nennen möchte, denn wenn die, welche

töten, ruhmvolle Erwähnung verlangen können, dann verdienen die, welche heilen, und zwar oft mit Gefahr ihres Lebens, gewiß Achtung und Anerkennung. Ein angloamerikanischer Chirurg, Doktor Norman Bettun, Professor der Anatomie in Toronto, eilte aus Straßburg herbei, um diese Männer bei ihrer aufopfernden Arbeit zu unterstützen. Medizinstudenten waren von Bologna, Pisa und anderen italienischen Städten gekommen, um zu helfen. Neben den Einwohnern von Brescia hatten auch durchreisende Franzosen, Schweizer und Belgier mit Genehmigung der Verwaltung unaufgefordert ihre guten Dienste angeboten. Sie besuchten die Spitäler, machten sich bei den Kranken nützlich und brachten ihnen Erfrischungen, Orangen, Sorbet, Kaffee, Limonade und Tabak. Da war einer, der wechselte einem Kroaten eine österreichische Banknote über einen Gulden. Seit einem Monat hatte der Unglückliche alle, die er sah, um diesen Dienst gebeten, da er sonst mit dieser bescheidenen Summe, die sein ganzes Vermögen ausmachte, nichts anfangen konnte. Im Spital San Gaetano zeichnete sich ein Franziskanermönch durch den unermüdlichen Eifer aus, mit dem er sich der Pflege der Kranken widmete. Ein junger piemontesischer Soldat, dessen Wunden fast geheilt waren und der, da er aus Nizza war, sowohl Französisch wie Italienisch konnte, übersetzte den lombardischen Ärzten die Klagen und Bitten der französischen

Soldaten; so behielt man ihn denn als Dolmetscher. In Piacenza hatten Einwohner, Männer und Frauen, den Dienst in den drei Hospitälern übernommen und waren dort als Pfleger und Pflegerinnen tätig. Eine von ihnen, eine junge Dame, wurde von ihrer Familie inständig gebeten, wegen des ansteckenden Wechselfiebers, das dort ausgebrochen war, doch auf ihre Tätigkeit zu verzichten; trotzdem führte sie die Aufgabe, die sie sich gestellt hatte, mit solch lebenswerter Hingabe, Sanftheit und Begeisterung aus, daß sie von allen Soldaten verehrt wurde. «Sie bringt», sagten sie, «Freude ins Hospital.» Oh, wie wertvoll wären damals in den Städten der Lombardei einige hundert freiwillige, bereits ausgebildete und für ein solches Werk geeignete Wärter und Wärterinnen gewesen! Sie hätten die zerstreuten Hilfskräfte um sich sammeln können, die einer vernünftigen Leitung dringend bedurften. Es fehlte ja nicht nur denen, die fähig gewesen wären zu raten und zu führen, an Zeit, sondern den meisten mangelte es an Kenntnis und Erfahrung, und der Beitrag, den sie liefern konnten, bestand nur in ihrer persönlichen Hingabe, was natürlich ungenügend war und sehr häufig auch gänzlich nutzlos. In der Tat, was konnte gegenüber einer so großen und dringenden Aufgabe eine Handvoll vereinzelter und auf sich gestellter Personen ausrichten, auch wenn sie noch so guten Willens waren! Nach acht oder zehn Ta-

gen hatte sich der mildtätige Eifer der Einwohner von Brescia, der anfänglich so stark gewesen war, bereits erheblich abgekühlt. Sie waren – mit sehr ehrenvollen Ausnahmen – gleichgültig und müde geworden. Dazu kam, daß man den Bürgern den Zugang zum Lazarett verbieten mußte, denn sie brachten aus Unerfahrenheit und Mangel an Urteilskraft den Verwundeten in den Kirchen und Spitälern häufig Nahrungsmittel mit, die ihnen schadeneten. Viele, die gern eine oder zwei Stunden bei den Kranken zugebracht hätten, verzichteten darauf, seit hierfür eine Genehmigung nötig war und man Schritte tun mußte, um sie zu erhalten. Die Fremden, die geneigt gewesen wären, ihre Dienste anzubieten und sich nützlich zu machen, trafen auf unerwartete Widerstände verschiedener Art und wurden entmutigt. Aber gut ausgewählte und fähige freiwillige Wärter und Wärterinnen, die von allgemein anerkannten Gesellschaften geschickt worden wären, hätten mühelos alle Schwierigkeiten überwinden und unvergleichlich viel mehr Gutes tun können.

Während der ersten acht Tage nach der Schlacht wurden diejenigen Verwundeten, bei denen die Ärzte, wenn sie an ihrem Bett vorbeigingen, kopfschüttelnd sagten: «Da kann man nichts mehr tun!», überhaupt nicht mehr gepflegt. Sie starben hilflos und verlassen. Und war das nicht ganz natürlich angesichts der kleinen Zahl von Wärtern und der riesigen Menge

von Verwundeten? Entsprach dies nicht einer logischen Unvermeidlichkeit, so trostlos und grauenhaft es auch sein mochte, sie umkommen zu lassen, ohne sich weiter mit ihnen zu beschäftigen, ohne ihnen kostbare Zeit zu opfern, die man so dringend für die Soldaten brauchte, die vermutlich noch geheilt werden konnten? Die Zahl derer, denen man so von vornherein das Urteil sprach, war groß. Diese Unglücklichen waren nicht gefühllos gegenüber solcher Unerbittlichkeit. Sie wurden sich bald genug ihrer Verlassenheit bewußt, und sie starben mit zerrissenem und verbittertem Herzen, ohne daß irgend jemand sich darüber betrübe oder es auch nur bemerkte. Ein solches Ende wurde noch trostloser und noch bitterer dadurch, daß vielleicht in der Nachbarschaft einige leichtverwundete junge Zuaven lagen, deren frivole und unangebrachte Scherze dem Sterbenden keine Ruhe ließen. Vielleicht auch war neben seinem Bett ein anderer Kamerad gestorben, und nun mußte er, selber sterbend, zusehen, wie roh und gleichgültig der Tote fortgeschafft wurde, und er mußte sich sagen, daß dies bald mit ihm ebenso geschehen werde. Er hatte noch Glück, wenn er nicht bemerkte, daß einige, die sahen, daß er im Sterben lag, seine Schwäche ausnutzten und seinen Tornister durchsuchten und alles herausnahmen, was ihnen gefiel. Seit acht Tagen lagen für diesen verlassenen Sterbenden Briefe seiner Familie auf der Post; wenn man

sie ihm gegeben hätte, wären sie für ihn ein herrlicher Trost gewesen. Mehrmals hatte er die Wärter angefleht, sie möchten sie ihm holen, damit er sie vor seiner letzten Stunde noch lesen könne, aber die trägen Wärter hatten ihm roh geantwortet, daß sie dazu keine Zeit hätten und daß es anderes zu tun gäbe.

Armer Märtyrer, für dich wäre es besser gewesen, wenn dich auf der Schlachtstätte eine Kugel zu Tode getroffen hätte, inmitten jener prächtigen Schrecken, die man den Ruhm nennt! Wenn du gefallen wärest, wie du im Begriff warst, an der Seite deines Obersten die Fahne deines Regiments zu verteidigen, dann hätte deinen Namen wenigstens noch ein wenig Glanz umgeben. Es wäre sogar noch besser für dich gewesen, wenn du von den Bauernknechten, welche die Aufgabe hatten, die Leichen einzuscharren, lebendig begraben worden wärest, nachdem man dich bewußtlos und scheinbar ohne Leben auf dem Zypressenhügel oder in der Ebene von Medole aufgelesen hatte! Zum mindesten hätte dein grauenhafter Toteskampf nicht lange gedauert. Jetzt aber mußt du eine ganze Folge von Toteskämpfen erdulden. Du hast nicht mehr das Feld der Ehre vor Augen, sondern nach unbeschreiblichen Leiden erscheint dir mit all seinen Schrecken kalt und unheimlich der Tod. Und das kurze Wort «vermißt» hinter deinem Namen wird deine ganze Leichenrede sein!

Was war aus jener echten, unbeschreiblichen, wahrhaft trunkenen Begeisterung geworden, welche diesen tapferen Kämpfer auf so seltsame und geheimnisvolle Art zu Beginn des Feldzuges und dann am Tage von Solferino elektrisierte, in jenen Augenblicken, wo er sein Leben in die Schanze schlug und wo er, tapfer vorwärtsstürmend, nach dem Blute eines Menschen dürstete, der Soldat war wie er, und den leichten Herzens umzubringen er kein Bedenken trug? Was war aus jener Liebe zum Ruhm geworden seit den ersten siegreichen Einzügen in die großen lombardischen Städte, aus jenem gemeinschaftlichen Kampfgeist, der tausendmal gesteigert wurde durch die stolzen melodischen Takte der kriegerischen Musik und die Kampfestöne der schmetternden Fanfaren, der feurig angestachelt wurde durch das Pfeifen der Kugeln, das Heulen der Granaten und das metallische Platzen der einschlagenden Geschosse, in jenen Stunden, wo die Begeisterung, das Verfühlende der Gefahr und eine heftige und besinnungslose Erregung jeden Gedanken an den Tod verbannten?

In den zahlreichen Spitälern der Lombardei konnte man sehen und erkennen, welchen Preis man bezahlen muß für das, was die Menschen hochtönend den Ruhm nennen, und wie teuer dieser Ruhm sich erkauft! – Die Schlacht von Solferino ist die einzige, welche man hinsicht-

lich der Verluste im 19. Jahrhundert mit den Schlachten von Borodino, Leipzig und Waterloo vergleichen kann. Als Ergebnis jenes 24. Juni 1859 zählte man an Toten oder Verwundeten in den österreichischen und französisch-sardinischen Armeen drei Feldmarschälle, neun Generale, 1566 Offiziere aller Grade, darunter 630 Österreicher und 936 Verbündete, und ungefähr 40 000 Soldaten und Unteroffiziere¹. Zwei Monate später mußte man zu diesen Ziffern für die drei Armeen noch mehr als 40 000 Fieberkranke und solche Tote hinzurechnen, die an Krankheiten gestorben waren, sei es infolge der außerordentlichen Anstrengungen des 24. Juni und der unmittelbar vorausgehenden oder folgenden Tage, sei es infolge des schädlichen Klimas und der tropischen Sommerhitze der lombardischen Tiefebene, sei es endlich aufgrund von Ereignissen, die von Unvorsichtigkeiten herrührten, die die Soldaten begingen. – Wenn man also den militärischen und den ruhmvollen Aspekt beiseite läßt, so war die Schlacht von Solferino in den Augen jedes Neu-

¹ In französischen Zeitungen und Broschüren ist behauptet worden, daß bei der Unterzeichnung des Friedensvertrages von Villafranca Feldmarschall Heß zugegeben habe, daß die Österreicher in der Schlacht bei Solferino 50 000 Mann verloren hätten, denn, so habe er hinzugefügt, «die gezogenen französischen Kanonen dezimierten unsere Reserven». Man darf aber daran zweifeln, daß diese Worte, die von verschiedenen Zeitungen abgedruckt wurden, wirklich authentisch sind.

tralen und jedes unparteiisch Urteilenden geradezu ein europäisches Unglück¹.

Der Transport der Verwundeten von Brescia nach Mailand fand wegen der sengenden Tageshitze während der Nacht statt. Es war ein ebenso dramatisches wie ergreifendes Schauspiel, die Züge, die mit verstümmelten Soldaten

¹ Hören wir hierüber Paul de Molènes, der als höherer Offizier der französischen Armee an der Schlacht von Solferino teilnahm und der, ein aufrechter und edel denkender Mann, folgende Sätze, die mit unserer Darstellung völlig übereinstimmen, niederschrieb:

«Nach der Schlacht von Marengo (der von 1800), die jedoch in bezug auf das Gemetzel keineswegs der Schlacht von Solferino gleich, hatte Napoleon eine jener plötzlichen und übermächtigen Eingebungen, die dem politischen Denken fremd, vielleicht sogar auch den Entschlüssen des Genies überlegen sind, eine jener Eingebungen, die das Geheimnis heroischer Seelen bilden, die vor dem Antlitz Gottes entstehen und erhaben und geheimnisvoll unser Gewissen bewegen. – ‚Hier auf dem Schlachtfelde‘, schrieb er an den Kaiser von Österreich, ‚inmitten der Leiden einer Menge Verwundeter und umgeben von fünfzehntausend Leichen, beschwöre ich Eure Majestät, auf die Stimme der Menschlichkeit zu hören.‘ – Dieser Brief, den ein berühmter Historiker unserer Zeit vollständig abgedruckt hat, machte mir einen tiefen Eindruck. Der, der ihn geschrieben hat, war selber bewegt und überrascht. In seiner Überraschung mischte sich aber keineswegs eine geheime Reue, wie es Menschen geschieht, die, sobald sie – wie sie es zu nennen pflegen – erwachen, sogleich ihren Verstand anklagen, er habe geschlafen und zugelassen, daß ihr Herz eine edelmütige Handlung begehe. Er ließ sich den Gedanken, dessen Ursprung er begriff und achtete, in der unvorhergesehenen Form gefallen, in der er sich ihm dargeboten hatte. – Die Quelle des Gedankens nun, die dem Sieger von Marengo jenen seltsamen Ausruf der Trauer und des Mitleids entriß», so fährt Paul de Molènes fort, «brach angesichts der Schlacht von Solferino von neuem hervor.»

dicht gefüllt waren, auf den Bahnhöfen ankomen zu sehen. Eine dichtgedrängte Menge wartete dort, düster und schweigend, im fahlen Licht von Pechfackeln. Beend vor Erregung und Mitgefühl hielten alle den Atem an, als wollten sie auf das Stöhnen und die unterdrückten Klagen lauschen, die aus den dunklen Wagen an ihre Ohren drangen.

Bei ihrem langsamen Rückzug zum Gardasee hatten die Österreicher im Laufe des Juni an verschiedenen Punkten die Eisenbahnlinie Mailand–Venedig auf der Strecke zwischen Mailand, Brescia und Peschiera unterbrochen, aber die Linie wurde sehr schnell wiederhergestellt und in Betrieb genommen, einmal, um den Transport von Material, Munition und Lebensmittel für die Armee der Verbündeten durchführen zu können, und ferner, um die Räumung der Spitäler von Brescia zu ermöglichen¹.

Auf jeder Station waren lange, schmale Baracken errichtet, um die Verwundeten aufzunehmen. Wenn sie aus dem Wagen gehoben waren, legte man sie auf Betten oder einfache Matten, die dicht nebeneinander lagen. In den Schuppen standen Tische, beladen mit Brot,

¹ Dieses Ergebnis ist besonders der Tatkraft und Energie des Mailänder Bankiers Charles Brot zu verdanken, des einzigen vom Verwaltungsrat der Lombardisch-Venezianischen Eisenbahnen, der in dieser Stadt geblieben war.

Fleischbrühe, Wein und vor allem mit Wasser sowie mit Scharpie und Binden, deren man fortwährend noch dringend bedurfte. Eine Menge Fackeln, welche von jungen Leuten des Ortes getragen wurden, in dem der Zug hielt, erhellten die Schatten, und lombardische Bürger, die behelfsmäßig Wärterdienste verrichteten, beeilten sich, den Siegern von Solferino ihren Tribut an Hilfe und Dankbarkeit darzubringen. Unter andächtigem Schweigen verbanden sie die Verwundeten, sie trugen sie mit größter Sorgfalt aus den Wagen und betteten sie behutsam auf die bereitstehenden Lager. Die Frauen brachten ihnen erfrischende Getränke oder Lebensmittel aller Art und verteilten sie auch innerhalb der Wagen an diejenigen, die sich bereits auf dem Wege der Genesung befanden und die Fahrt bis nach Mailand fortsetzen konnten.

In jener Stadt, wo Nacht für Nacht von Brescia her Tausende Verwundeter ankamen¹, wurden die Opfer von Solferino wie vorher die Soldaten von Magenta und Marignano empfangen. Die Begeisterung und die Zuneigung hatten nicht im geringsten an Stärke verloren.

¹ Mitte Juni 1859, also noch vor Solferino, lagen in den Spitälern von Mailand bereits ungefähr neuntausend Verwundete, die aus den früheren Gefechten stammten. Das Ospedale Maggiore, das im fünfzehnten Jahrhundert von Bianca Visconti, der Gemahlin des Herzogs Sforza, gegründet wurde, nahm allein dreitausend auf.

Aber jetzt fielen nicht mehr Rosenblätter von den beflaggten Balkons der prächtigen Mailänder Adelspaläste auf glänzende Epauletten und Kreuze, die von Gold und Emaille funkelten, aus den Händen junger, graziöser und schöner Patrizierinnen, die durch die Erregung der leidenschaftlichen Begeisterung noch schöner aus-sahen denn sonst. Man empfing die Verwunde-ten mit heißen Tränen, die von schmerzlicher Bestürzung zeugten, und mit einem Mitleid, das sich bald in christlicher Hingebung und gedul-diger Entsagung äußern sollte.

Alle Familien, die über einen Wagen verfüg-ten, holten Verwundete vom Bahnhof ab, und die Zahl der Equipagen, welche Mailänder Bür-ger unaufgefordert schickten, betrug vermutlich mehr als fünfhundert. Vornehme Kaleschen und einfache Karren fuhren jeden Abend nach Porta Tosa, wo sich der Bahnhof der veneziani-schen Eisenbahnlinie befand. Vornehme italie-nische Damen rechneten es sich zur Ehre an, Verwundete, die ihnen zugeteilt wurden, selber in ihren Wagen unterzubringen, die sie mit Ma-tratzen, Tüchern und Kissen ausgestattet hatten, und lombardische Patrizier, die hierbei von ihren Dienern eifrig unterstützt wurden, trugen die Verwundeten aus den Eisenbahnwaggons zu diesen Equipagen. Die Menge begrüßte überall die vorüberfahrenden verletzten Soldaten, man nahm respektvoll den Hut ab und begleitete die

langsam fahrenden Wagen mit Fackeln. Die melancholisch blickenden Verwundeten versuchten durch ein Lächeln ihrem Dank Ausdruck zu geben. So verlief der Transport bis zur Schwelle der Paläste oder Spitäler, wo die sorgsamste Pflege ihrer wartete.

Jede Familie wollte einen verwundeten Franzosen bei sich beherbergen und suchte ihm auf jede erdenkliche Weise Vaterland, Eltern und Freunde zu ersetzen. Die besten Ärzte bemühten sich um sie, in den Spitälern ebenso wie in den Privathäusern¹. Die vornehmsten Mailänder

¹ Die meisten Mailänder Einwohner mußten nach wenigen Tagen die verwundeten Soldaten, die sie bei sich aufgenommen hatten, an die Spitäler abgeben. Man wollte die notwendigen Hilfeleistungen nicht zersplittern und den Ärzten, die so viele Besuche nicht ausführen konnten, ein Übermaß an Arbeit ersparen.

Die Oberleitung der mailändischen Spitäler hatte Doktor Cuvellier, der diese Aufgabe, mit der ihn der Chefarzt der italienischen Armee betreut hatte, vorzüglich durchführte. Der letztere wurde nach der Schlacht von Solferino sehr tatkräftig durch Herrn Feraldo, den Generalintendanten der Provinz Brescia, unterstützt, der unter so schwierigen Umständen eine bewundernswerte Haltung bewies und dessen edle Gesinnung hohes Lob verdient.

Als die französische Armee Mitte Juni aus Mailand abzog, um nach Brescia zu marschieren, ließ sie Lazarette für mehr als 8000 Verwundete aufnahmebereit zurück.

Ihre gute Organisation hinsichtlich der Verwundetenpflege verdankte die französische Armee in erster Linie dem Kriegsminister Marschall Randon, ferner dem Generalintendanten der Italien-Armee Marschall Vaillant und seinem Stellvertreter General de Martimprey.

Damen pflegten sie mutig und ausdauernd. Sie wachten mit unerschütterlichem Gleichmut an dem Lager des einfachen Soldaten ebenso wie an dem des Offiziers. Frau Uboldi di Capei, Frau Boselli, Frau Sala, eine geborene Gräfin Taverna, und viele andere Damen von Adel vergaßen ihre eleganten und bequemen Lebensgewohnheiten, um ganze Monate an den Schmerzenslagern der Kranken, deren Schutzengel sie wurden, zuzubringen. Man erwieh diese Wohltaten völlig unauffällig mit schöner Selbstverständlichkeit. Die vielfachen Mühen, die Tröstungen, die ständige Bereitschaft, all das verdient außer dem Dank der Angehörigen auch achtungsvolle Bewunderung eines jeden Menschen. Einige dieser Damen waren Mütter, und an ihren Trauerkleidern konnte man erkennen, daß sie erst vor kurzem sehr schmerzhaft Verluste erlitten haben mußten. Wir dürfen hierbei an das wundervolle Geständnis erinnern, das eine von ihnen dem Doktor Bertherand machte: «Der Krieg hat mir meinen ältesten Sohn geraubt», sagte die Marquesa L. zu ihm, «er starb vor acht Monaten an den Folgen einer Schußwunde, die er bei Sebastopol erhielt, als er mit Ihrer Armee kämpfte. Sobald ich erfuhr, daß verwundete Franzosen nach Mailand kämen und ich sie pflegen könnte, fühlte ich, daß Gott mir seinen ersten Trost schickte . . .»

Die Gräfin Verri-Borromeo¹, die Präsidentin

des großen Zentralkomitees für Hilfeleistungen, übernahm die Oberleitung der Depots für Leinwand und Scharpie und fand daneben noch Zeit, trotz ihres hohen Alters, den Verwundeten täglich mehrere Stunden vorzulesen. Alle Paläste beherbergten Verwundete, der Palazzo Borromeo (von den Inseln) allein dreihundert. Die

¹ Gräfin Justine Verri, geborene Borromeo, starb in Mailand im Jahre 1860, tief betrauert von allen, die das Glück hatten, sie zu kennen. – Die großen Magazine für Scharpie und Verbandzeug, die sie so geschickt verwaltete, lagen in der Contrada San Paolo. Die Vorräte, die dort lagerten, stammten aus verschiedenen Städten und Landschaften, vor allem aber aus Turin, wo die Marquesa Pallavicino-Trivulzio in ähnlicher Weise wie Gräfin Verri in Mailand tätig war.

Genf und andere Schweizer Städte, ebenso wie savoyische, schickten sehr bedeutende Mengen Leinen und Scharpie nach Turin durch Vermittlung von Doktor Appia, der in Genf dieses vorzügliche Hilfswerk eingeleitet hatte. Bedeutende Geldsummen wurden gestiftet, um für die Verwundeten, ohne Rücksicht auf ihre Nationalität, alle möglichen kleinen Unterstützungen zu schaffen. Gräfin de G... empfahl zu diesem Zweck die Bildung eines Ausschusses, und dieser Vorschlag, den man in Paris mit Beifall aufnahm, wurde zuerst in Genf verwirklicht. Von diesem neutralen Lande aus, in dem die Sympathien natürlich zwischen den beiden kriegführenden Armeen schwankten, ließ man an die offiziellen Ausschüsse von Turin und Mailand Unterstützungen gelangen, die unparteiisch an Franzosen, Deutsche und Italiener verteilt werden sollten.

In Turin führte die edelmütige und großherzige Marquesa Pallavicino-Trivulzio den Vorsitz im Hauptausschuß (Comitato delle Signore per la raccolta di bende, filacce, a pro dei feriti) mit aller Tatkraft, die eine so große Aufgabe verlangt. – Es waren auch noch weitere Ausschüsse in Turin gebildet worden, wie die Bevölkerung dieser Stadt überhaupt sehr viel für die Opfer des Krieges tat.

Oberin der Ursulinerinnen, Schwester Marina Videmari, leitete mit beispielhafter Barmherzigkeit ein großes Spital, das ein Muster von Ordnung und Sauberkeit war und wo sie mit ihren Schwestern den ganzen Krankendienst versah.

Nach einiger Zeit aber konnte man bereits kleine Abteilungen genesender französischer Soldaten auf dem Wege nach Turin sehen, die Haut gebräunt durch die Sonne Italiens, einige den Arm in der Binde, andere auf Krücken, alle mit den Anzeichen schwerer Verwundungen. Ihre Uniformen waren abgenutzt und zerfetzt, aber sie trugen wundervolle Leinenhemden, die ihnen reiche Italiener im Austausch gegen ihre blutbefleckten Hemden freigebig geschenkt hatten: «Ihr Blut ist für die Verteidigung unseres Landes geflossen», sagten die Italiener zu ihnen, «wir wollen es als Andenken bewahren.» Diese Männer, die vor wenigen Wochen noch stark und gesund waren und die jetzt einen Arm oder ein Bein verloren hatten und deren Kopfwunde vielleicht noch blutete, ertrugen ihre Leiden mit Gelassenheit. Aber in Zukunft, das wußten sie, würden sie unfähig sein, die militärische Laufbahn fortzusetzen oder ihre Familien zu unterstützen. So sahen sie denn mit schmerzlicher Bitterkeit voraus, daß man sie bemitleiden und bedauern würde und daß sie sich selbst und anderen eine Last sein müßten.

Ich kann nicht umhin, hier eine Zusammenkunft zu erwähnen, die ich bei meiner Rückkehr

von Solferino in Mailand mit einem verehrungswürdigen Greis, dem Marquis Ch. de Bryas, einem ehemaligen Deputierten und Bürgermeister von Bordeaux, hatte. Dieser Mann, der ein sehr großes Vermögen sein eigen nannte, war aus eigenem Antrieb nach Italien gekommen, zu dem einzigen Zweck, den verwundeten Soldaten zu helfen. Ich war so glücklich, diesem edlen Philanthropen die Abreise nach Brescia erleichtern zu können. Während der ersten vierzehn Tage des Juli war die Verwirrung und Verstopfung an dem Bahnhof von Porta Tosa, wohin ich ihn begleitete, so stark, daß es unerhört schwierig war, bis zu den Eisenbahnwagen vorzudringen. Trotz seines Alters, seiner Stellung und seines offiziellen Amtes – wenn ich mich nicht täusche, war er von einer französischen Verwaltung mit einer barmherzigen Aufgabe betraut worden – gelang es ihm nicht, einen Platz in dem Zug zu gewinnen, mit dem er abreisen sollte. Dieser kleine Vorfall kann einen Begriff von dem außerordentlichen Andrang geben, der den Bahnhof und seine Zufahrtsstraßen verstopfte.

Wie viele interessante Einzelheiten werden für immer unbekannt bleiben! So war es ein schöner Zug, daß ein anderer Franzose, der, fast taub, über dreihundert Meilen gefahren war, um seine Landsleute zu pflegen, als er bei seiner Ankunft in Mailand österreichische Ver-

wundete sah, um die sich niemand kümmerte, sich nunmehr besonders ihnen widmete und sich bemühte, ihnen alles mögliche Gute zu tun, als Vergeltung für alles Schlechte, was ihm vor fünfundvierzig Jahren ein österreichischer Offizier erwiesen hatte. Im Jahre 1814 nämlich, als die Armeen der Heiligen Allianz in Frankreich eindrangen, war dieser Offizier bei den Eltern des Franzosen einquartiert worden. Letzterer, der damals noch sehr jung war, litt an einer Krankheit, die für den fremden Soldaten ein Gegenstand des Ekels war. So warf er, ohne daß man ihn daran hindern konnte, das arme Kind einfach aus dem Haus, das infolge dieser brutalen Handlung ertaubte und darunter sein ganzes Leben litt.

In einem der Spitäler von Mailand wurde ein Sergeant der Garde-Zuaven, ein Mann mit stolzem, energischem Gesicht, dem ein Bein abgenommen worden war und der diese schwere Operation ertragen hatte, ohne eine einzige Klage laut werden zu lassen, kurz darauf von einer tiefen Trauer ergriffen, obgleich sein Zustand sich besserte und seine Genesung befriedigend voranschritt. Dieser Zustand schwerer Melancholie, der sich von Tag zu Tag verschlimmerte, blieb allen unerklärlich. Eines Tages bemerkte eine barmherzige Schwester sogar Tränen in seinen Augen, die bisher vielleicht noch nie geweint hatten. Da drang sie nun so lange mit Fragen auf ihn ein, bis er schließlich

der gutherzigen Nonne gestand, er sei die einzige Stütze seiner alten und kranken Mutter, der er jeden Monat fünf Franken schicke, die einzigen Ersparnisse, die er von seinem Lohn machen könne. Jetzt sähe er sich völlig außerstande, ihr zu helfen, und sie müsse in einer großen Geldnot sein, da er ihr die gewohnte Rente nicht habe schicken können. Die barmherzige Schwester war gerührt von diesem Kummer, und sie gab ihm ein Fünflirestück, dessen Gegenwert sofort nach Frankreich geschickt wurde. Aber als die Gräfin T . . . , die an diesem tapferen und verdienten Soldaten Anteil nahm und die man von der Ursache seiner seltsamen Melancholie unterrichtet hatte, ihm eine kleine Summe für ihn selber und seine Mutter geben wollte, weigerte er sich, sie anzunehmen, und sagte, nachdem er sich bedankt hatte: «Behalten Sie dieses Geld für andere, die es nötiger haben als ich. Und was meine Mutter angeht, so hoffe ich, ihr die Pension im nächsten Monat wieder schicken zu können, denn ich zähle darauf, nun bald wieder arbeiten zu können.»

Eine der vornehmen Mailänder Damen, die einen geschichtlich berühmten Namen trug, hatte einen ihrer Paläste mit hundertfünfzig Betten für die Aufnahme von Verwundeten zur Verfügung gestellt. Unter den Soldaten, die in diesem wundervollen Palast lagen, befand sich ein Grenadier vom 70. Regiment, der sich einer Amputation hatte unterziehen müssen und nun

in Todesgefahr schwebte. Um ihn zu trösten, sprach die Dame ihm von seiner Familie, und erzählte, daß er der einzige Sohn von Bauersleuten sei aus dem Departement Gers. Es bereite ihm großen Kummer, daß er sie im völligen Elend zurücklassen müsse, denn nur er hätte für ihren Lebensunterhalt sorgen können. Er fügte hinzu, daß es für ihn ein großer Trost gewesen wäre, wenn er seine Mutter vor seinem Tode noch einmal hätte umarmen können. Ohne ihm von ihrem Plan etwas zu sagen, entschloß sich die Dame sofort, Mailand zu verlassen. Sie bestieg die Eisenbahn und begab sich ins Departement Gers zu der Familie, deren Adresse sie erfahren hatte. Dem alten, kranken Vater gab sie zweitausend Franken, und sie nahm die arme Bäuerin mit sich zurück nach Mailand. Sechs Tage nach jener Unterhaltung, die sie mit dem Grenadier gehabt hatte, konnte der Sohn seine Mutter, seine Wohltäterin unter Tränen segnend, umarmen.

Aber wozu so viele Szenen des Schmerzes und der Verzweiflung schildern und dadurch vielleicht peinliche Gefühle erregen? Warum mit soviel Behagen sich über bejammernswerte Bilder verbreiten und sie in einer Weise ausmalen, die man übergenu und trostlos nennen könnte?

Es sei mir erlaubt, auf diese sehr natürliche Frage mit einer anderen Frage zu antworten:

Gibt es während einer Zeit der Ruhe und des Friedens kein Mittel, um Hilfsorganisationen zu gründen, deren Ziel es sein müßte, die Verwundeten in Kriegszeiten durch begeisterte, aufopfernde Freiwillige, die für ein solches Werk besonders geeignet sind, pflegen zu lassen?

Da man nun einmal darauf verzichten muß, daß sich Wünsche und Hoffnungen der Gesellschaft der Friedensfreunde, die Träume des Abbé de St. Pierre und die begeisterten Phantasien des Grafen de Sellaon jemals erfüllen werden;

da man immer wieder den Ausspruch eines großen Denkers wiederholen könnte: Die Menschen sind so weit gekommen, daß sie sich töten, ohne sich zu hassen; daß einer den anderen ausrottet, ist der höchste Ruhm und die größte von allen Künsten;

da man es so weit gebracht hat, zu erklären, daß, wie Graf Joseph de Maistre versichert, «der Krieg göttlich sei»;

da man jeden Tag neue und schreckliche Vernichtungsmittel erfindet, und zwar mit einer Ausdauer, die eines besseren Zweckes wert wäre, und da die Erfinder solcher mörderischen Maschinen in fast allen großen europäischen Staaten, die alle immer stärker aufrüsten, mit Beifall überschüttet und ermutigt werden;

da man endlich – ohne andere Anzeichen zu erwähnen – gemäß der geistigen Lage in Europa Kriege voraussehen kann, die, wie es

scheint, in näherer oder fernerer Zukunft unvermeidlich sein werden;

warum sollte man da nicht eine Zeit verhältnismäßiger Ruhe und Stille benutzen, um eine Frage von so großer und umfassender Wichtigkeit von dem doppelten Standpunkt der Menschlichkeit und des Christentums aus zu studieren, warum sollte man nicht versuchen, hierüber zu einem Entschluß zu kommen?

Zweifellos wird ein Gegenstand von so allgemeinem Interesse, wenn er nur einmal zur Debatte gestellt ist, Überlegungen und Schriftsätze bei anderen hervorrufen, die geschickter und sachverständiger sind als ich. Aber wenn man dieses edle Ziel erreichen will, ist es dann nicht nötig, daß dieser Gedanke einmal den verschiedenen Zweigen der großen europäischen Familie unterbreitet wird, um die Aufmerksamkeit und das Mitgefühl aller derjenigen zu erwecken, deren Seele so empfindsam ist, daß die Leiden ihrer Mitmenschen sie bewegt?

Gesellschaften solcher Art würden, sobald sie einmal für die Dauer errichtet sind, natürlich zu Friedenszeiten untätig bleiben, aber sie würden in ständiger Bereitschaft sein für den Fall eines Krieges. Dann aber würden sie nicht nur auf das Wohlwollen der eigenen Landesbehörden zählen dürfen, sondern auch von den Herrschern der kriegführenden Mächte alle Vollmachten und Erleichterungen verlangen kön-

nen, die nötig sind, um ihre Werke zu dem erwünschten Ziel zu führen. Es müßten also in jedem Land die ehrenwertesten und am meisten geachteten Männer als leitende Mitglieder der Hauptausschüsse tätig sein. Diese Ausschüsse müßten sich an diejenigen wenden, die, vom Gefühl wahrer Menschlichkeit getrieben, bereit wären, sich augenblicklich diesem barmherzigen Werk zu widmen, bereit wären, im Einverständnis mit den militärischen Instanzen, mit ihrer Unterstützung und unter ihrer Leitung auf dem Schlachtfeld selbst, während des Gefechts, Pflege und Hilfe zu leisten und diesen Dienst an den Verwundeten bis zu ihrer völligen Genesung fortzusetzen. Man wird die Bereitschaft zu einem solchen freiwilligen Opfer häufiger finden, als man zu glauben geneigt ist, und sehr viele werden künftighin, da sie von den höheren Verwaltungsbehörden ermutigt und unterstützt werden, selber das Gefühl haben, von Nutzen zu sein und Gutes tun zu können. So werden sie zweifellos, selbst auf eigene Kosten, herbeieilen, um für einige Zeit diese so menschenfreundliche Aufgabe durchzuführen. Wie groß wäre in unserem Jahrhundert, das man anklagt, voll Egoismus und Kälte zu sein, für edle und mitfühlende Herzen, für ritterliche Charaktere der Anreiz, gleichen Gefahren zu trotzen wie der Krieger, aber aufgrund einer freiwilligen Sendung des Friedens, des Trostes und der Selbstverleugnung!

Tatsachen, welche uns die Geschichte liefert, beweisen, daß es keineswegs weltfremde Träumerei ist, wenn man mit einer solchen Opferbereitschaft rechnet. Es möge genügen, einige Beispiele aufzuzählen: Der Erzbischof von Mailand, der heilige Carlo Borromeo, weilte fern von seiner Diözesanstadt, als dort im Jahre 1576 die Pest ausbrach. Er eilte sogleich zurück, um, ungeachtet aller Ansteckungsgefahr, den Kranken Hilfe und Ermutigung zu bringen. Im Jahre 1627 folgte Frederigo Borromeo diesem Beispiel. In den Jahren 1720 und 1721, als diese grausame Geißel der Völker Marseille verheerte, zeichnete sich Erzbischof Belzunce de Castel-Moron durch heroische Opferbereitschaft aus. John Howard durcheilte ganz Europa, um Gefängnisse, Lazarette und Spitäler zu besichtigen und überall zweckmäßige Reformen anzuregen. Er starb 1790 zu Cherson an einem Fieber, das er sich während eines Aufenthaltes in einem pestverseuchten Bezirk der Krim bei der Pflege eines Kranken zugezogen hatte. Schwester Martha von Besançon war weithin bekannt, weil sie in den Jahren 1813 bis 1815 Verwundete der verbündeten Armeen mit gleicher Liebe pflegte wie ihre Landsleute. Einige Jahrzehnte früher, im Jahre 1790, tat sich eine andere Nonne, Schwester Barbara Schyner, in Freiburg durch die sorgfältige Pflege hervor, die sie den Verwundeten jener Truppen, die in ihr Vaterland eingefallen waren, in glei-

cher Weise zuteil werden ließ wie jenen, die ihr Vaterland verteidigten.

Vor allem aber wollen wir zwei Beispiele von Opferbereitschaft aus unserer eigenen Zeit erwähnen, die sich im Krimkrieg ereigneten und die in sehr viel engerer Beziehung zu dem Gegenstand stehen, der uns hier beschäftigt. Die französischen Verwundeten und Kranken wurden damals von frommen Schwestern gepflegt, bei der russischen und bei der englischen Armee jedoch geschah dies durch zwei große freiwillige Organisationen edelmütiger Schwestern, die also vom Norden und vom Westen herbeigeeilt waren und an deren Spitze zwei Frauen standen, die man gern als Heilige bezeichnen würde. Kurz nachdem der Krieg ausgebrochen war, verließ die Großfürstin Helene Pawlowna, eine geborene Prinzessin Charlotte von Württemberg, die Witwe des Großfürsten Michael, St. Petersburg zugleich mit ungefähr dreihundert Damen, die sich ihr anschlossen, um als Wärterinnen in den Spitälern der Krim, wo Tausende russischer Soldaten sie später segneten, Dienst zu tun¹.

¹ Während des Krimkrieges besichtigte im Winter 1854 Zar Alexander II. von Rußland die Spitälern der Krim. Dieser Herrscher, dessen Herzengüte und Edelmut bekannt sind, wurde von dem entsetzlichen Schauspiel, das sich seinen Blicken bot, so sehr erschüttert, daß er sich entschloß, den Krieg zu beenden. Er konnte den Gedanken nicht ertragen, daß ein Gemetzel andauern sollte, das eine so große Zahl seiner Untertanen in einen so trostlosen Zustand versetzt hatte.

Auf der anderen Seite wurde Miß Florence Nightingale, welche die englischen Hospitäler und die wichtigsten Krankenhäuser und wohltätigen Anstalten des Kontinents besichtigt und sich der Aufgabe gewidmet hatte, unter Verzicht auf alle Annehmlichkeiten, die der Reichtum gewährt, Gutes zu tun, von Lord Sidney Herbert, dem Kriegsminister des Britischen Empires, dringend gebeten, die Pflege der englischen Soldaten in der Krim zu übernehmen und zu leiten. Miß Nightingale zögerte keinen Augenblick, diesen schönen Auftrag auszuführen; sie wußte, daß auch die Königin ihr Werk mit Anteilnahme begleitete. Im November 1854 reiste sie mit siebenunddreißig englischen Damen nach Konstantinopel und Skutari, um dort die zahlreichen Verwundeten der Schlacht bei Inkerman zu pflegen. Im Jahre 1855 stieß Miß Stanley zu ihnen mit fünfzig neuen Pflegerinnen, so daß Miß Nightingale nunmehr sich nach Balaklava begeben konnte, um die Spitäler zu besichtigen. Es ist bekannt, was sie durch ihre heiße Liebe für die leidende Menschheit dort hat erreichen können¹.

¹ Das Bild der Miß Florence Nightingale, wie sie nachts, eine kleine Lampe in der Hand, die großen Säle der Lazarette durchleuchtet und sich nach dem Befinden eines jeden Kranken erkundigt, um für die notwendigste Pflege zu sorgen, wird in den Herzen jener, die Gegenstand oder Zeuge ihrer bewundernswerten Mildtätigkeit waren, niemals erlöschen. Und das Andenken an ihre heroische Opferbereitschaft wird für immer in den Annalen der Geschichte verzeichnet bleiben.

Aber wie viele Werke der Liebe sind der Vergessenheit anheimgefallen, blieben mehr oder weniger erfolglos, weil sie vereinzelt dastanden und nicht durch ein gemeinsames, gut organisiertes Hilfswerk geleitet wurden!

Hätte es bei Solferino ein solches internationales Hilfswerk gegeben oder wären am 24., 25. und 26. Juni in Castiglione oder zur gleichen Zeit auch in Brescia, Mantua oder Verona solche freiwilligen Helfer gewesen, wieviel unbeschreiblich Gutes hätten sie leisten können!

Welchen Nutzen hätte eine Schar tatkräftiger, begeisterter und mutiger Helfer auf dem Felde der Vernichtung bringen können, in jener unheilvollen Nacht vom Freitag zum Sonnabend, als Tausende von Verwundeten vor Qual stöhnten und herzerreißend um Hilfe riefen, Tausende, die nicht nur unter furchtbaren Schmerzen, sondern auch unter einem entsetzlichen Durst litten!

Wäre der Fürst von Isenburg früher von mitleidigen Händen vom feuchten, blutigen Boden aufgehoben worden, auf dem er in völliger Erschöpfung lag, so würde er nicht heute noch unter den Folgen der Wunden zu leiden haben, deren Zustand sich durch den stundenlangen Mangel an Pflege sehr gefährlich verschlimmert hatte. Und wie ihm wäre es einer großen Zahl unglücklicher Soldaten ergangen. Wenn man nicht sein Pferd gefangen hätte, was dazu führte, daß man ihn inmitten der Leichen auf-

fund, so wäre er zweifellos aus Mangel an Hilfe zugrunde gegangen wie so viele andere Verwundete, die gleichfalls Geschöpfe Gottes waren und deren Tod genauso schmerzlich für ihre Familien gewesen ist.

Glaubt man etwa, daß diese schönen jungen Mädchen und diese gutherzigen Frauen von Castiglione, so groß ihre Hingabe auch war, viele verstümmelte und entstellte Soldaten, denen sie ihre Hilfe angedeihen ließen und die man vielleicht hätte heilen können, vom Tode gerettet haben? Sie konnten nicht viel mehr tun, als ihnen ein ganz wenig Linderung verschaffen. Hier konnten schwache und unwissende Frauen nicht genügen. An ihrer Seite und in Zusammenarbeit mit ihnen hätten beherzte und erfahrene Männer stehen müssen, fähige, sichere und planmäßig eingesetzte Hilfskräfte, deren Zahl genügt hätte, um sogleich eine geordnete Pflege zu organisieren. Dann hätte es gelingen können, viele Zwischenfälle zu vermeiden und ebenso viele fiebrige Erkrankungen, welche die Heilung der Wunden komplizierten, so daß Verletzungen, die zunächst ganz leicht waren, sehr bald zum Tode führten.

Hätte man genügend Hilfskräfte gehabt, um die Verwundeten auf der Ebene von Medole bergen zu können oder auch aus den tiefen Gräben von San Martino, den Schanzen der Höhe Fontana, den Hügeln von Solferino, dann hätte man diesen oder jenen armen Bersagliere, jenen

Ulanen oder Zuaven nicht während langer Stunden des 24. Juni in banger Todesangst unter der grauenhaften Furcht, vergessen zu sein, hilflos liegen lassen müssen. Umsonst versuchen sie, sich trotz furchtbarer Schmerzen zu erheben und von weitem mit der Hand Zeichen zu geben, damit man ihnen eine Bahre schicke. Dann wären auch am nächsten Tage nicht, wie es entsetzlicherweise wahrscheinlich geschehen ist, so viele Lebende zusammen mit den Toten beerdigt worden!

Wenn man Transportmittel für die Verwundeten gehabt hätte, die besser gewesen wären als jene, über die wir bis heute verfügen¹, hätte man jenem Gardeschützen die schmerzliche Amputation ersparen können, der er sich in Brescia unterziehen mußte. Sie ist dadurch nötig geworden, weil ihm beklagenswerterweise während

¹ Wenn man bessere Transportmittel anwendet und dadurch die häufigen Zwischenfälle verhindert, die bei dem Transport vom Schlachtfeld bis zum Feldlazarett entstehen, wird sich die Zahl der Amputationen zweifellos vermindern. Vom Standpunkt der Menschlichkeit aus wäre dies sicherlich ein Gewinn. Ferner aber werden dadurch auch die Ausgaben geringer, welche für die Regierungen durch die Pensionen für Invalide entstehen.

In letzter Zeit haben verschiedene Ärzte die Sonderfrage des Verwundetentransports zum Gegenstand eingehender Studien gemacht. So hat Doktor Appia eine einfache, leichte und elastische Vorrichtung erfunden, welche die Stöße beim Transport aufhebt und die daher bei Knochenbrüchen sehr nützlich ist. Auch Doktor Martrés hat mit viel Erfolg seine Aufmerksamkeit dieser Frage zugewandt, die wohl wert ist, daß die Gesellschaften, deren Gründung wir erhoffen, sich mit ihr beschäftigen.

des Transportes vom Verbandplatz seines Regiments bis nach Castiglione keine Pflege zuteil werden konnte. Wenn er an den Folgen dieser Operation nicht wie so viele andere Soldaten gestorben ist, so hat er dies nur seiner gesunden und robusten Konstitution zu verdanken.

Sollte nicht der Anblick der jungen Invaliden, die einen Arm oder ein Bein verloren haben und die traurig nach Hause zurückkehren, Gewissensbisse bei uns erwecken oder zum mindesten ein Bedauern, daß wir nicht alles versucht haben, um den verderblichen Folgen von Wunden zu begegnen, die durch schnelle und wirksame Hilfe noch hätten geheilt werden können? Und hätten jene Sterbenden, die in den Lazaretten von Castiglione und den Spitälern von Brescia aufgegeben lagen, von denen mehrere sich in ihrer Sprache nicht verständlich machen konnten, bei ihrem letzten Seufzer Gott gehöhnt und verflucht, wenn jemand bei ihnen gewesen wäre, der sie verstanden, angehört und getröstet hätte?¹ Glaubt man nicht, daß trotz des Eifers, den die lombardischen Städte und die Einwohner von Brescia entwickelten, noch unendlich viel zu tun übrigblieb? – In keinem Kriege und noch niemals in früheren Zeiten hat

¹ Während des italienischen Krieges kam es sogar vor, daß Soldaten in solchem Maße von Heimweh ergriffen wurden, daß sie, ohne eine andere Krankheit zu haben oder verwundet zu sein, daran starben.

man sich mit solchem Eifer der barmherzigen Pflege hingeeben, und dennoch war diese allgemeine und erstaunliche Opferbereitschaft völlig unzureichend und außer allem Verhältnis zu der Zahl derer, denen es zu helfen galt. Außerdem wurde diese Hilfe nur den Verwundeten der verbündeten Armeen zuteil und keineswegs den unglücklichen Österreichern: die Dankbarkeit eines Volkes, das unterdrückt gewesen und nun befreit worden war, hatte diesen plötzlichen Freudenrausch und dies überwältigende Mitgefühl hervorgerufen! – Gewiß, es gab in Italien wohl tapfere Frauen, deren Geduld und Ausdauer nicht ermüdeten. Aber ach, nach kurzer Zeit war es nicht schwer, sie zu zählen. Die Bevölkerung ermüdete rasch. Ansteckende Fieber schreckten viele ab, die zu Beginn begeistert gewesen waren. Wärter und Diener waren bald gelangweilt oder entmutigt, und nicht lange entsprachen ihre Leistungen dem, was man von ihnen hätte erwarten können.

Für eine Aufgabe solcher Art kann man keine Lohnarbeiter brauchen. In der Tat werden bezahlte Wärter mit der Zeit roh, andere lassen sich durch Ekel abschrecken oder werden träge infolge Ermüdung. Ferner ist es nötig, daß die Hilfe sofort einsetzt, denn was heute den Verwundeten noch zu retten vermag, kann dies vielleicht morgen nicht mehr. Dadurch, daß kostbare Zeit verlorenggeht, tritt Wundbrand

ein, der den Tod herbeiführt¹. So braucht man also freiwillige Wärter und Wärterinnen, die im voraus ausgebildet, geschickt und mit ihrer Aufgabe vertraut sind, die außerdem von den Armeeführern anerkannt und daher in jeder Weise unterstützt werden. Das Personal der Feldlazarette reicht niemals aus; selbst wenn es doppelt oder dreimal so stark wäre, könnte dies doch nicht genügen, und so wird es auch immer bleiben. Daher ist es unvermeidlich, daß man auf die Hilfe der Bevölkerung zurückgreifen muß, man ist hierzu gezwungen, und man wird immer hierzu gezwungen sein, denn nur durch Zusammenarbeit mit der Bevölkerung wird man das Ziel erreichen, um das es sich hier handelt. Daher muß man einen Aufruf erlassen, eine Bittschrift an Männer aller Länder und aller Stände, an die Mächtigen dieser Welt wie an die

¹ Zu Beginn des italienischen Feldzuges, bevor noch irgendwelche Kämpfe stattgefunden hatten, schlug Frau N... gelegentlich einer Gesellschaft in Genf vor, einen Ausschuß zu bilden, um den Verwundeten Hilfe zu leisten. Einige Anwesende, an die sie sich wandte, fanden diesen Vorschlag reichlich voreilig, und ich selber konnte nicht umhin zu sagen: «Wie kann man daran denken, Scharpie zu zupfen, bevor noch ein einziger Soldat verwundet ist?» Und wie nützlich wäre schon nach den ersten Gefechten diese Scharpie in den lombardischen oder venezianischen Spitälern gewesen! – Erst der Anblick der Geschehnisse, die ich erzählt habe, hat mich dazu gebracht, meine Ansichten zu ändern und meine Überlegungen über diesen Gegenstand der Öffentlichkeit zu unterbreiten. Gott gebe, daß sie besser aufgenommen werden, als ich selber im Mai 1859 den Vorschlag von Frau N... aufgenommen habe.

einfachen Handwerker, denn alle können auf die eine oder andere Weise, jeder in seinem Kreise und seiner Kraft gemäß, irgend etwas zu diesem guten Werke beitragen. Ein solcher Aufruf müßte sich gleichermaßen an Frauen und Männer wenden, an die Prinzessin zu den Stufen des Thrones ebenso wie an das einfache Dienstmädchen, das als Waise aufgewachsen in ihrer niederen Arbeit aufgeht, oder an die arme Witwe, die niemanden mehr hat in der Welt und ihre letzte Kraft dem Wohle des Nächsten opfern will. Er müßte sich an den General ebenso wenden wie an den Philanthropen oder den Schriftsteller, der von seinem Schreibtisch aus dank seiner Begabung durch Veröffentlichungen die Frage weitertreiben könnte, welche die ganze Menschheit angeht und im besonderen Sinne jedes Volk, jede Gegend und auch jede Familie, denn niemand kann mit Sicherheit sagen, daß er für immer Schutz genießt gegen die Wechselfälle des Krieges. Wenn ein österreichischer und ein französischer General Seite an Seite an der gastlichen Tafel des Königs von Preußen sitzen und sich freundschaftlich unterhalten können, was sollte sie daran hindern, gemeinsam eine Frage zu untersuchen und zu besprechen, die es so wert ist, ihre Teilnahme und ihre Aufmerksamkeit zu erregen?

Wäre es nicht wünschenswert, daß die hohen Generäle verschiedener Nationen, wenn sie gelegentlich, wie beispielsweise in Köln oder Châ-

lons, zusammentreffen, diese Art von Kongreß dazu benutzen, irgendeine internationale, rechtsverbindliche und allgemein hochgehaltene Übereinkunft zu treffen, die, wenn sie erst festgelegt und unterzeichnet ist, als Grundlage dienen könnte zur Gründung von *Hilfsgesellschaften für Verwundete* in den verschiedenen Ländern Europas? Es ist um so wichtiger, über solche Maßregeln schon im voraus eine Übereinkunft zu treffen, weil Kriegführende, wenn die Feindseligkeiten einmal ausgebrochen sind, nicht mehr geneigt sind, diese Fragen anders als unter dem Gesichtspunkt des eigenen Landes und der eigenen Soldaten zu betrachten¹.

Menschlichkeit und Zivilisation verlangen gebieterisch, daß man ein Werk, wie wir es hier angedeutet haben, in Angriff nimmt. Ja, es dürfte so sein, daß jeder Mensch, der irgendwelchen Einfluß besitzt, die Pflicht hat, hieran mitzuarbeiten, so wie jeder Wohldenkende zum mindesten eine Idee hierzu beitragen sollte. Welcher Fürst würde solchen Gesellschaften seine Unterstützung verweigern? Welcher Herrscher wäre nicht glücklich, wenn er den Soldaten seiner Armee die Sicherheit geben könnte, daß sie unverzüglich angemessene Pflege finden

¹ Beruft man nicht kleine Kongresse nur zu dem Zweck, um sehr viel weniger wichtige Fragen zu behandeln, und gibt es nicht internationale Gesellschaften für Industrie, Wohltätigkeit, öffentlichen Nutzen und ebenso Kongresse von Gelehrten, Rechtsanwälten, Landwirten, Statistikern oder Nationalökonomern?

werden, sobald sie verwundet sind? Welcher Staat würde nicht diejenigen beschützen, die auf diese Weise versuchen, das Leben nützlicher Bürger zu retten, denn der Soldat, der bei der Verteidigung seines Vaterlandes verwundet wird, verdient doch gewiß die Fürsorge des ganzen Landes. Welcher Offizier, welcher General, der doch die Soldaten gewissermaßen als «seine Kinder» betrachtet, wäre nicht glücklich, freiwilligen Helfern ihre Aufgabe zu erleichtern? Welcher Militärintendant, welcher Chefarzt würde nicht dankbar die Hilfe einer Schar einsichtiger Menschen annehmen, die bereit sind, unter einer guten und vernünftigen Leitung taktvoll ihren Dienst zu versehen?¹ Und schließlich: Ist es in einer Epoche, wo man soviel von Fortschritt und Zivilisation spricht, nicht dringend nötig, da nun einmal unglücklicherweise Kriege nicht immer verhindert werden können, darauf zu bestehen, daß man im Sinne wahrer Menschlichkeit und Zivilisation einen Weg sucht, um wenigstens seine Schrecken etwas zu mildern?

¹ Wenn es solche Gesellschaften gäbe, wie wir sie im Auge haben, so hätte das den Vorteil, daß man alle Verschwendung und unverständige Verteilung der vorhandenen Mittel und Liebesgaben vermeiden könnte. – So wurden zum Beispiel im Krimkrieg bedeutende Mengen von Scharpie, welche russische Damen hergestellt hatten, zwar aus St. Petersburg abgesandt, aber diese Ballen gelangten nicht in die Spitäler, an die sie gesandt waren, sondern in Papiermühlen, wo man sich ihrer als eines vorzüglichen Rohstoffes bemächtigte.

Wenn man dieses Werk in großem Umfange durchführen will, so gehören dazu zweifellos sehr beträchtliche Mittel. Aber das notwendige Geld hierfür wird niemals fehlen. In Kriegszeiten wird jedermann gern aufgrund der Aufrufe, welche die Ausschüsse erlassen, seine größere oder kleinere Gabe darbringen. Die Bevölkerung wird nicht kühl und unbeteiligt bleiben, wenn die Söhne des Landes kämpfen: ist doch das Blut, das in diesen Kämpfen vergossen wird, das gleiche, das in den Adern der ganzen Nation fließt! Hindernisse solcher Art würden also die Entwicklung unseres Unternehmens nicht aufhalten können. Nicht hier liegen also die Schwierigkeiten, sondern einzig und allein in der Vorbereitung des Werkes und der Gründung der Gesellschaften¹.

Wenn auch die neuen und schrecklichen Zerstörungsmittel, über die die Völker heutzutage verfügen, in Zukunft wahrscheinlich zwangs-

¹ «... Es ist wohl nötig, daß man an so erschütternden Beispielen, wie Sie sie berichten, erkennt», so schrieb mir freundlicherweise am 19. Oktober 1862 General Dufour, «daß der Schlachtenruhm mit Leid und Tränen bezahlt wird. Man ist nur zu leicht geneigt, allein die glänzenden Seiten des Krieges zu sehen und vor seinen traurigen Folgen die Augen zu schließen...» «Es ist sehr verdienstvoll», fügte der Eidgenössische Oberbefehlshaber hinzu, «die Aufmerksamkeit auf diese Frage der Menschlichkeit zu lenken. Und in dieser Hinsicht scheint mir Ihre Schrift besonders geeignet zu sein. Wenn man diese Frage aufmerksam und ernsthaft untersucht, könnte man mit Hilfe von Philanthropen aller Länder gewiß zu einer Lösung gelangen.»

weise die Dauer der Kriege verkürzen müssen, so werden vermutlich die Schlachten dafür um so blutiger werden. Und werden nicht in diesem Jahrhundert, in dem das Unvorhergesehene eine so große Rolle spielt, Kriege hier oder dort ganz plötzlich und völlig unerwartet ausbrechen? Ergeben diese Überlegungen allein nicht schon genug Veranlassung, sich nicht überraschen zu lassen?

Konvention

die Linderung des Loses der im Felddienste verwundeten Militärpersonen betreffend.

Die Schweizerische Eidgenossenschaft, Seine Königliche Hoheit der Großherzog von Baden, Seine Majestät der König der Belgier, Seine Majestät der König von Dänemark, Ihre Majestät die Königin von Spanien, Seine Majestät der Kaiser der Franzosen, Seine Königliche Hoheit der Großherzog von Hessen, Seine Majestät der König von Italien, Seine Majestät der König der Niederlande, Seine Majestät der König von Portugal und Algarvien, Seine Majestät der König von Preußen, Seine Majestät der König von Württemberg,

gleichermaßen von dem Wunsche beseelt, soviel von ihnen abhängt, die vom Kriege unzertrennlichen Übel zu mildern, nutzlose Härte zu verhüten und das Los der auf den Schlachtfeldern verwundeten Militärpersonen zu lindern, haben beschlossen, zu diesem Ende eine Konvention abzuschließen, und haben zu ihrem Bevollmächtigten ernannt:

Convention

*pour l'amélioration du sort des Militaires
blessés dans les armées en campagne.*

La Confédération Suisse, Son Al-
tesse Royale le Grand-Duc de Bade; Sa
Majesté le Roi des Belges; Sa Majesté le Roi
de Danemark; Sa Majesté la Reine d'Espagne; Sa
Majesté l'Empereur des Français; Son Altesse
Royale le Grand-Duc de Saxe; Sa Majesté le
Roi d'Italie; Sa Majesté le Roi des Pays-Bas;
Sa Majesté le Roi de Portugal et des Algarves;
Sa Majesté le Roi de Prusse; Sa Majesté le Roi
de Wurtemberg, également unis du désir d'adoucir, au-
tant qu'il dépend d'eux, les maux inséparables de la guerre,
de supprimer les rigueurs inutiles et d'améliorer le sort
des militaires blessés sur les champs de bataille, ont résolu
de conclure une Convention à cet effet et ont nommé pour
leurs Plénipotentiaires, savoir:

La Confédération Suisse:
le Sieur Guillaume-Xavier Dufour, Grand-
Officier de l'Ordre Impérial de la Légion

Die Konvention von 1864 bestand aus 10 Artikeln zum Schutze der verwundeten und verletzten Soldaten im Felde. Die vier Genfer Konventionen von 1949 schützen in mehr als vierhundert Artikeln nicht nur die verwundeten und verletzten Soldaten, sondern auch die Kriegsgefangenen und die Zivilbevölkerung.

inclus dans cette Convention.

Article 9

Les hautes Puissances contractantes sont convenues de communiquer la présente Convention aux Gouvernements qui ont pu envoyer des Plénipotentiaires à la Conférence Internationale de Genève, en les invitant à y accéder; le protocole est à cet effet laissé ouvert.

Article 10

La présente Convention sera ratifiée, et les ratifications en seront échangées à Berne, dans l'espace de quatre mois, ou plus tôt si faire en peut.

En foi de quoi les Plénipotentiaires respectifs l'ont signée et y ont apposé le cachet de leurs armées.

Fait à Genève, le vingt-deuxième jour du mois d'Août de l'an mil huit cent soixante-quatre.

Genève
G. Dufour
S. Moynier
R. Lehmann
Dr. Robert Volz
Steiner
Visschers
Kueper

12 Staaten setzten ihr Siegel unter die erste Genfer Konvention. An die Genfer Konventionen von 1949 sind 145 Staaten gebunden.

Die Schweizerische Eidgenossenschaft:

Herrn Guillaume Henri Dufour, Groß-Offizier des kaiserl. Ordens der Ehrenlegion, Oberstkommandirender der Bundesarmee, Mitglied des Staatsrates,

Herrn Gustave Moynier, Präsident des internationalen Hilfskomitees für die im Felde verwundeten Militärpersonen und der Genfer Gemeinnützigen Gesellschaft,

und Herrn Samuel Lehmann, Bundes-Oberst, Chefarzt der Bundesarmee, Mitglied des Nationalrates:

Seine Königliche Hoheit der Großherzog von Baden:

Herrn Robert Volz, Ritter des Ordens vom Zähringer Löwen, Doktor der Medizin, Medizinalrat bei der Verwaltung der medizinischen Angelegenheiten,

und Herrn Adolf Steiner, Ritter des Ordens vom Zähringer Löwen, Oberstabsarzt:

Seine Majestät der König der Belgier:

Herrn August Visschers, Offizier vom Leopolds-Orden, Mitglied des Bergrates:

Seine Majestät der König von Dänemark:

Herrn Karl Emil Fenger, Kommandeur des Danebrog-Ordens, dekoriert mit dem Silberkreuz desselben Ordens, dem Großkreuz des Ordens Leopolds von Belgien etc., etc., Staatsrat:

Ihre Majestät die Königin von Spanien:

Don José Heriberto Garcia de Quevedo, diensttuender Kammerherr, Ritter vom Großkreuz Isabellas der Katholischen, Kommandant vom Orden Karls III., Ritter erster Klasse des königlichen und militärischen Ordens des heiligen Ferdinand, Offizier der französischen Ehrenlegion, Gesandter bei der Schweizerischen Eidgenossenschaft:

Seine Majestät der Kaiser der Franzosen:

Herrn Georges-Charles Jagerschmidt, Offizier des kaiserlichen Ordens Leopold von Belgien, Ritter des preußischen Roten Adlerordens dritter Klasse etc., etc., Subdirektor im Ministerium des Auswärtigen,

Herrn Henri Eugène Séguisseau de Préval, Ritter des kaiserlichen Ordens der Ehrenlegion, dekoriert mit dem kaiserlichen Medjedie-Orden vierter Klasse, Ritter des italienischen Ordens vom Heiligen Moritz und Lazarus etc., etc., Militärunterintendant erster Klasse,

und Herrn Martin François Boudier, Offizier des kaiserlichen Ordens der Ehrenlegion, dekoriert mit dem kaiserlichen Medjedie-Orden vierter Klasse, dekoriert mit der italienischen Militär-Verdienstmedaille etc., etc., Chefarzt zweiter Klasse;

Seine Königliche Hoheit der Großherzog von Hessen:

Herrn Karl-August Brodrück, Ritter des Ordens Philipp der Großmütige und des bayrischen St.-Michael-Ordens, Offizier des Königlichen Erlöser-Ordens etc., Major im Generalstab;

Seine Majestät der König von Italien:

Herrn Jean Capello, Ritter vom Orden der Heiligen Moritz und Lazarus, Generalkonsul in der Schweiz,

und Herrn Felix Baroffio, Ritter vom Orden der Heiligen Moritz und Lazarus, Divisionsarzt;

Seine Majestät der König der Niederlande:

Herrn Bernhard Ortuinus Theodore Henri Westenberg, Offizier des Ordens der Eichen-Krone, Ritter der Orden Karl III. von Spanien, des Preußischen Kronenordens, des Ordens Adolfs von Nassau, Doktor der Rechte, Legationssekretär in Frankfurt;

Seine Majestät der König von Portugal und Algarva:

Herrn José Antonio Marques, Ritter des Ordens vom Heiligen Christ, des Ordens Unserer Lieben Frau, der Empfängnis von Villa-Vicosa, des Heiligen Benedikt von Aviz, Leopolds von Belgien etc., Doktor der Medizin und der Chirurgie, Brigade-Chirurg, Vizedirektor des Gesundheits-Departements im Kriegsministerium;

Seine Majestät der König von Preußen:

Herrn Carl Albert von Kamptz, Ritter des Roten Adler-Ordens zweiter Klasse etc., etc., etc., sein Sondergesandter und Bevollmächtigter bei der Schweizerischen Eidgenossenschaft, Geheimer Legationsrat,

Herrn Gottfried Friedrich Franz Loeffler, Ritter des Roten Adlerordens dritter Klasse etc., etc., Doktor der Medizin, Generalarzt des vierten Armeekorps,

und Herrn Georg Julius Ritter, Ritter des Kronen-Ordens dritter Klasse etc., etc., Geheimrat im Kriegsministerium;

Seine Majestät der König von Württemberg:

Herrn Christoph Ulrich Hahn, Ritter des Ordens der Heiligen Moritz und Lazarus etc., Doktor der Philosophie und Theologie, Vorstandsmitglied des Zentralwohltätigkeitsvereins:

welche, nachdem sie ihre in guter und gehöriger Form befundenen Vollmachten ausgewechselt haben, über die folgenden Artikel übereingekommen sind:

Art. 1

Die leichten und die Haupt-Feldlazarette sollen als neutral anerkannt und demgemäß von den Kriegführenden geschützt und geachtet

werden, solange sich Kranke und Verwundete darin befinden.

Die Neutralität würde aufhören, wenn diese Feldlazarette mit Militär besetzt wären.

Art. 2

Das Personal der leichten und Haupt-Feldlazarette, inbegriffen die mit der Aufsicht, der Gesundheitspflege, der Verwaltung, dem Transport der Verwundeten beauftragten Personen, sowie die Feldprediger nehmen so lange an der Wohltat der Neutralität teil, als sie ihren Verpflichtungen obliegen und als Verwundete aufzuheben oder zu verpflegen sind.

Art. 3

Die im vorhergehenden Artikel bezeichneten Personen können selbst nach der feindlichen Besitznahme fortfahren, in den von ihnen bedienten leichten und Haupt-Feldlazaretten ihrem Amte obzuliegen oder sich zurückziehen, um sich den Truppen anzuschließen, zu denen sie gehören.

Wenn diese Personen unter solchen Umständen ihre Tätigkeit einstellen, wird die den Platz behauptende Armee dafür sorgen, daß sie den feindlichen Vorposten zugeführt werden.

Art. 4

Das Material der Haupt-Feldlazarette unterliegt den Kriegsgesetzen, und die zu diesen La-

zaretten gehörigen Personen dürfen daher bei ihrem Rückzug nur diejenigen Gegenstände mitnehmen, welche ihr Privateigentum sind.

Das leichte Feldlazarett dagegen bleibt unter gleichen Umständen im Besitz seines Materials.

Art. 5

Die Landesbewohner, welche den Verwundeten zu Hilfe kommen, sollen geschont werden und frei bleiben.

Die Generäle der kriegführenden Mächte haben die Aufgabe, die Einwohner von dem an ihre Menschlichkeit ergehenden Rufe und der sich daraus ergebenden Neutralität in Kenntnis zu setzen.

Jeder in einem Hause aufgenommene und gepflegte Verwundete soll demselben als Schutz dienen. Der Einwohner, welcher Verwundete bei sich aufnimmt, soll mit Truppen- einquartierung sowie mit einem Teile der etwa auferlegten Kriegskontribution verschont werden.

Art. 6

Die verwundeten oder kranken Militärs sollen ohne Unterschied der Nationalität aufgenommen und gepflegt werden.

Den Oberbefehlshabern soll es freistehen, die während des Gefechtes verwundeten Militärs sofort den feindlichen Vorposten zu übergeben,

wenn die Umstände dies gestatten und beide Parteien einverstanden sind.

Diejenigen, welche nach ihrer Heilung als dienstunfähig befunden werden, sollen in ihre Heimat zurückgeschickt werden.

Die anderen können ebenfalls entlassen werden unter der Bedingung, während der Dauer des Krieges die Waffen nicht wieder zu ergreifen.

Die Evakuierungen mit dem sie leitenden Personal genießen eine unbedingte Neutralität.

Art. 7

Eine deutlich erkennbare und übereinstimmende Fahne soll bei den Feldlazaretten, den Verbandplätzen und Depots aufgesteckt werden. Daneben muß unter allen Umständen die Nationalflagge aufgepflanzt werden.

Ebenso soll für das unter dem Schutz der Neutralität stehende Personal eine Armbinde zulässig sein; aber die Verabfolgung einer solchen bleibt der Militärbehörde überlassen.

Die Fahne und die Armbinde sollen ein rotes Kreuz auf weißem Grund tragen.

Art. 8

Die Einzelheiten der Ausführung der gegenwärtigen Konvention sollen von den Oberbefehlshabern der kriegführenden Armeen nach den Anweisungen ihrer betreffenden Regierungen und nach Maßgabe der in dieser Konven-

tion ausgesprochenen allgemeinen Grundsätze angeordnet werden.

Art. 9

Die Hohen vertragsschließenden Mächte sind übereingekommen, gegenwärtige Konvention denjenigen Regierungen, welche keine Bevollmächtigten zur Internationalen Konferenz in Genf schicken konnten, mitzuteilen und sie zum Beitritt einzuladen. Zu diesem Zweck bleibt das Protokoll offen.

Art. 10

Die gegenwärtige Konvention soll ratifiziert und die Ratifikationsurkunden sollen in Bern binnen vier Monaten oder, wenn es sein kann, früher ausgewechselt werden.

Zur Urkunde dessen haben die betreffenden Bevollmächtigten dieselbe unterzeichnet und den Abdruck ihrer Wappen beigefügt.

Geschehen zu Genf, den zweiundzwanzigsten August des Jahres 1864.

General G. H. Dufour.

G. Moynier. Dr. Lehmann. Dr. Robert Volz. Steiner. Visschers. Fenger. Heriberto Garcia de Quevedo. Ch. Jagerschmidt. L. de Preval. Boudier. Brodrück. Capello. F. Baroffio. Westenberg. Jose Antonio Marques. von Kamptz. Loeffler. Ritter. Dr. Hahn.

Die Weltorganisation des Roten Kreuzes

Henry Dunant hat in seiner Schrift «Eine Erinnerung an Solferino» nicht nur ein grauenvolles Schlachtgeschehen nachgezeichnet und von seinem persönlichen Erleben und Helfen berichtet, sondern auch Ideen und Vorschläge unterbreitet, die in die Zukunft wiesen und deren Verwirklichung die Wiederholung des Unheils von Solferino verhindern sollte. Es sind diese Ideen und Vorschläge, ihre gleichzeitige Kühnheit und Bescheidenheit, vor allem aber ihre tatsächliche Durchschlagskraft und ihr schneller Erfolg, die Dunants Schrift über den Rang eines Kriegsberichts hinausheben und auch heute noch lesenswert und für das Verständnis der Weltorganisation, die den Namen «Rotes Kreuz» trägt, unentbehrlich machen.

Die von Dunant unterbreiteten Vorschläge waren auf zwei Ziele gerichtet: auf die Gründung von *Hilfsgesellschaften* in allen Ländern, deren Aufgabe es sein müßte, «die Verwundeten in Kriegszeiten durch begeisterte, aufopfernde Freiwillige pflegen zu lassen», und auf den Abschluß einer «internationalen, rechtsverbindlichen und allgemein hochgehaltenen *Übereinkunft*», die den Hilfsgesellschaften als Grundlage und Rückhalt dienen sollte. Was ist

aus diesen Vorschlägen in den hundertzwanzig Jahren, die seit Solferino vergangen sind, geworden?

1863, vier Jahre nach der Schlacht von Solferino und ein Jahr nach der Veröffentlichung von Dunants Schrift, fand in Genf auf Einladung eines privaten Komitees, dem General Henri Dufour, Gustave Moynier, Dr. Théodore Maunoir, Dr. Louis Appia und Dunant selbst angehörten, ein *Kongreß* statt, an dem sich Persönlichkeiten aus 17 Ländern beteiligten. Dieser Kongreß empfahl die *Gründung nationaler Hilfsgesellschaften* und richtete an die Regierungen das Ersuchen, diesen Gesellschaften ihren Schutz und ihre Unterstützung zu leihen. Ferner äußerte der Kongreß den Wunsch, die kriegführenden Mächte möchten in Kriegszeiten die Feldlazarette und Spitäler, das Sanitätspersonal der Armeen, die freiwilligen Helfer und die Verwundeten selbst als *neutral*, das heißt *unverletzlich* erklären und für die geschützten Personen und Güter ein gemeinsames Kennzeichen bestimmen.

1864 trat in Genf auf Einladung des Schweizerischen Bundesrates eine *diplomatische Konferenz* zusammen, an der bevollmächtigte Vertreter von 15 Staaten teilnahmen. Diese Konferenz arbeitete die «*Genfer Konvention betreffend die Linderung des Loses der im Felddienst verwundeten Militärpersonen*» aus, die am 22. August unterzeichnet und in den folgenden

Jahren von allen wichtigen Mächten ratifiziert wurde. Diese Konvention erfüllte die Wünsche des Kongresses von 1863 und stellte darüber hinaus den hohen, für das ganze Werk entscheidenden Grundsatz auf, daß die verwundeten und kranken Militärpersonen *ohne Unterschied der Nationalität* aufgenommen und gepflegt werden sollen. Als Kennzeichen, das den Schutz und die Hilfe verbürgt, wurde – zu Ehren der Schweiz – das in den Farben umgestellte eidgenössische Wappen, das rote Kreuz auf weißem Grund, gewählt.

Auf der Grundlage der Beschlüsse des privaten Kongresses von 1863 und der Genfer Konvention entwickelten sich in den folgenden Jahrzehnten bis in unsere Tage jene Weltorganisation der Hilfsbereitschaft, die wir das «Internationale Rote Kreuz» nennen, und jenes große, universell anerkannte Vertragswerk, das die Genfer Abkommen zum Schutz der Opfer bewaffneter Konflikte umfaßt. Weltorganisation und Vertragswerk, menschliche Hilfe und völkerrechtlicher Schutz, bedingen und stützen sich gegenseitig; auf ihrer Verbindung beruht die Kraft, die in Zeiten schwerster Heimsuchung für Hunderttausende Rettung, Linderung und Trost bedeutet.

Das «Genfer Komitee der Fünf» hat sich bald nach dem Abschluß der Genfer Konvention unter Wahrung seines schweizerischen Charakters als *Internationales Komitee vom Ro-*

ten Kreuz (IKRK) konstituiert. Seine Aufgabe sah es darin, die Gründung nationaler Rotkreuzgesellschaften zu fördern, ihr Zusammenwirken zu erleichtern und in Kriegszeiten als unparteiische Instanz für den Schutz der Kriegsoffer einzustehen und Hilfe nach allen Seiten zu leisten. In den beiden Weltkriegen unseres Jahrhunderts hat sich das Komitee besonders der Kriegsgefangenen angenommen, indem es durch seine Delegierten die Lager besuchen ließ und in Genf eine zentrale Auskunftsstelle einrichtete, die Millionen von Botschaften zwischen den Gefangenen und ihren Angehörigen vermittelte. Im Zweiten Weltkrieg erstreckte das IKRK seine Schutz- und Hilfstätigkeit auf Zivilpersonen, namentlich auf Zivilinternierte und auf die Zivilbevölkerung in besetzten Gebieten. Gewichtig war aber auch der Beitrag, den das Komitee, namentlich seit dem Ersten Weltkrieg, zur Weiterbildung und Ergänzung der Genfer Konvention geleistet hat; die Revisionen und Neuschöpfungen der Jahre 1929 und 1949 gehen zur Hauptsache auf seine Initiativen und Entwürfe zurück.

Die Gründung *nationaler Rotkreuzgesellschaften* hat in den Jahren nach 1863/64 und später als Folge der beiden Weltkriege große Fortschritte gemacht. Das Wachstum der Bewegung über die europäischen Grenzen hinaus zeigte sich darin, daß an die Seite der Gesellschaften vom «Roten Kreuz» Gesellschaften

vom «Roten Halbmond» und vom «Roten Löwen mit der Roten Sonne» mit den entsprechenden Schutzzeichen traten. Heute gehören der Weltorganisation des Roten Kreuzes 126 nationale Gesellschaften mit ungefähr 200 Millionen Mitgliedern, Helferinnen und Helfern an. Das Jugendrotkreuz erfaßt, hauptsächlich über die Schulen, zusätzlich 50 Millionen Jugendliche im Alter von 10 bis 18 Jahren.

Die nationalen Gesellschaften sind längst über den Aufgabenbereich hinausgewachsen, der von Dunant und vom Kongreß des Jahres 1863 vorgezeichnet wurde. Aus der Sanitätshilfe für die «verwundeten und kranken Militärpersonen» hat sich die Fürsorge für *alle* Opfer des zur Totalität strebenden Krieges entwickelt: für Kriegsgefangene, für verwundete und kranke, internierte und deportierte Zivilpersonen, für Evakuierte und Obdachlose, für die Bevölkerung besetzter Gebiete, für Flüchtlinge und Heimatvertriebene. Die Entwicklung der Rotkreuzarbeit in Kriegszeiten hat zu einer entsprechenden Ausweitung im Frieden geführt: die um das Rote Kreuz gescharten und in Notzeiten erprobten Kräfte wollten und sollten nicht brachliegen, sondern sich weiterhin in der Erfüllung humanitärer Aufgaben bewähren, die sich in großer Vielfalt Tag für Tag sowohl in den industrialisierten Ländern als auch in jenen der Dritten Welt stellen. So entfaltete sich die «Friedensarbeit» der Rotkreuzgesellschaften, ihr

Hilfswerk für Kranke, Verunfallte, Gebrechliche, für Greise und Kinder, für die Opfer von Katastrophen im In- und im Ausland. Diese medizinisch-soziale Tätigkeit wurde nach dem Ersten Weltkrieg durch das Jugendrotkreuz erweitert, das die jungen Menschen zur Gesundheitspflege anleiten, zum Helfen und Dienen bereit und fähig machen und zudem die Verständigung und Freundschaft zwischen Jugendlichen aller Nationen fördern will.

Seit 1919 sind die nationalen Rotkreuzgesellschaften in einem Weltbund, der *Liga der Rotkreuzgesellschaften*, zusammengeschlossen. Im Gegensatz zum Internationalen Komitee, dem ausschließlich Schweizer Bürger angehören, die für seine Unabhängigkeit, Unparteilichkeit und Neutralität Gewähr bieten, stellt die Liga ein Forum dar, in dem sich die Rotkreuzvertreter aller Länder auf der Basis der Gleichberechtigung begegnen, um Erfahrungen auszutauschen und gemeinsam zu beraten. Der Liga fällt besonders die Aufgabe zu, neu gegründete nationale Gesellschaften in ihrer Entwicklung zu fördern und allgemein die Rotkreuzarbeit in Friedenszeiten, namentlich die Hilfe im Falle von großen Katastrophen, zu koordinieren und zu leiten.

Seit 1928 sind das Internationale Komitee, die Liga und die nationalen Gesellschaften in einer Dachorganisation zusammengeschlossen, die den Namen *«Internationales Rotes Kreuz»*

trägt. Das Statut dieser Dachorganisation klärt die Zuständigkeiten und gegenseitigen Beziehungen von Komitee und Liga und überträgt der «Internationalen Konferenz», die von Vertretern aller anerkannten nationalen Gesellschaften, des Komitees, der Liga und der an die Genfer Abkommen gebundenen Staaten gebildet wird, die Aufgabe, Richtlinien für die Rotkreuzarbeit festzulegen, Mandate zu erteilen und die Einheit der Bestrebungen aller Rotkreuzorganisationen zu gewährleisten.

Wie die Rotkreuzorganisationen mit der Entwicklung der Bedürfnisse Schritt gehalten haben, ist auch die *Genfer Konvention* von 1864 den Veränderungen der Verhältnisse angepaßt und durch neue Abkommen zum Schutze der Kriegsgesopfer ergänzt worden. An der ersten Haager Friedenskonferenz von 1899 wurde ein Abkommen über die «Anwendung der Grundsätze der Genfer Konvention von 1864 auf die Verhältnisse des Seekriegs» abgeschlossen. Aus der zweiten Haager Friedenskonferenz von 1907 ging das «Abkommen betreffend die Gesetze und Gebräuche des Landkriegs» hervor, das die Verwendung besonders grausamer, unnötige Leiden verursachender Kriegsmittel untersagte, die humane Behandlung der Kriegsgefangenen gebot und die Achtung gewisser Grundrechte der Bewohner besetzter Gebiete verlangte. 1929 beschloß eine vom Schweizerischen Bundesrat einberufene diplomatische

Konferenz – neben der Revision der ersten Genfer Konvention – das «Genfer Abkommen über die Behandlung der Kriegsgefangenen», das die in der Haager Landkriegsordnung enthaltenen Bestimmungen mit Rücksicht auf die Erfahrungen des Ersten Weltkrieges erweiterte und näher ausführte.

1949 trat auf Einladung der Schweiz eine weitere diplomatische Konferenz zusammen, welche die schon in Kraft stehenden Genfer Abkommen einer gründlichen Revision unterzog und durch das «Abkommen über den Schutz von Zivilpersonen in Kriegszeiten» ergänzte. Auch dieses Abkommen knüpfte an die Haager Landkriegsordnung an, betrat aber in vieler Hinsicht Neuland, so etwa mit den Bestimmungen über den Schutz der Zivilspitäler und der zivilen Sanitätstransporte, die Errichtung von Sanitäts- und Sicherheitszonen, über die Rechtsstellung der Ausländer im Gebiet einer am Konflikt beteiligten Partei oder über die Behandlung der Zivilinternierten und der Bevölkerung besetzter Gebiete. Bedeutsam ist ferner, daß die vier Genfer Abkommen von 1949 von den Vertragsstaaten in allen Fällen bewaffneter Konflikte anzuwenden sind, das heißt auch dann, wenn der Krieg nicht erklärt wurde und der Kriegszustand von einer der Parteien nicht anerkannt wird. Außerdem sind einige grundlegende Bestimmungen auch in jenen bewaffneten Konflikten zu beachten, die

keinen internationalen Charakter haben (innerstaatliche Konflikte) und die auf dem Gebiete einer der Vertragsparteien entstehen.

An die Abkommen von 1949 sind gegenwärtig 145 Staaten gebunden, unter denen sich alle Großmächte befinden. Wie wenige andere Staatsverträge genießen die Genfer Abkommen universelle Anerkennung.

1977 hat eine vom Bundesrat nach Genf einberufene diplomatische Konferenz aufgrund von Vorarbeiten des IKRK und nach Verhandlungen, die sich über vier Jahre erstreckten, zwei *Zusatzprotokolle* zu den Genfer Abkommen angenommen. Das Protokoll I bezieht sich auf internationale, das Protokoll II auf innerstaatliche bewaffnete Konflikte. Die Protokolle – mit insgesamt 130 Artikeln – enthalten neben Bestimmungen über den Schutz und die Hilfe für Verwundete, Kranke und Gefangene auch Regeln für die Kriegführung, wobei die Vermeidung unnötiger Leiden und Verluste und die Verstärkung des Schutzes der Zivilbevölkerung im Vordergrund stehen. Die neuen Zusatzverträge sind Ende 1978 in Kraft getreten. Sie stehen den Vertragsstaaten der Genfer Abkommen zur Unterzeichnung und Ratifizierung bzw. zum Beitritt offen.

Die kommenden Jahre werden die nationalen Rotkreuzgesellschaften, das IKRK und die Liga mit großen Aufgaben und schwierigen Problemen konfrontieren. Die wichtigste Vorausset-

zung für ihre Bewältigung wird sein, daß sich die Organisationen des Roten Kreuzes von jenem Geist leiten lassen, der in den Genfer Abkommen und in den *Grundsätzen des Roten Kreuzes* zum Ausdruck kommt: vom Geist unbedingter Menschlichkeit und unparteiischer, uneigennütziger Hilfe.

Entscheidend wird auch die Beachtung des Grundsatzes der Neutralität sein, der dem Roten Kreuz die Einmischung in Feindseligkeiten und in politisch-ideologische Auseinandersetzungen verbietet.

Menschlichkeit, Unparteilichkeit und Neutralität sind die Garanten der Einheit und Universalität der Rotkreuzbewegung. Nur als weltweite, in sich geschlossene Gemeinschaft wird das Rote Kreuz die Kraft finden, die es zur Erfüllung seiner humanitären Mission braucht. Nur als wahrhaft humanitäre, apolitische Bewegung wird es in der Lage sein, für die Verständigung der Menschen und Völker und für die Festigung des Friedens zu wirken.

Mai 1979

Hans Haug

Abbildungen

<i>Seiten</i>	
1	J. H. Dunant (1863), Photo Boissonnas, Genf
24–25	Plan von Solferino und Umgebung, gezeichnet für die Originalausgabe von 1862
42–43	Solferino, Ölgemälde von Bossoli (Museum del Risorgimento, Mailand), Photo Mandel, Mailand
64–65	Castiglione, Photo Speiser, Basel
74–75	Zwei Seiten aus dem Protokollheft des «Komitees der Fünf», Photo IKRK, Genf
92–93	Das «Komitee der Fünf»: Appia, Photo Boissonnas Dunant, Photo Boissonnas Moynier, Photo Boissonnas Dufour, Photo J. Arland Maunoir, Litho von J. Hébert
108–109	Die diplomatische Konferenz von 1864 in Genf, Gemälde von Dumaresq (Rathaus, Genf), Photo Boissonnas
162–163	Die erste Genfer Konvention (Bundesarchiv, Bern)

Aktualisierungen zur 6. Auflage 2016

Seiten

- 175 190 Nationale Gesellschaften
- 163+179 196 Staaten als Vertragsparteien
- 176 Die Liga der Rotkreuzgesellschaften wurde 1991 in die Internationale Föderation der Rotkreuz- und Rothalbmondgesellschaften umbenannt.
- 179 8. Dezember 2005: III. Zusatzprotokoll zu den Genfer Abkommen: Zusatzprotokoll über den Roten Kristall als drittes Schutzzeichen, am 14. Januar 2007 in Kraft getreten.